



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

# Franz Rákóczy.

---

Ungarisches Lebensbild

von

Louise Mühlbach.

Erster Band.



Wien.

H. Markgraf & Comp.

(Erläuter Rober & Markgraf.)

1861.

112106

112106

11

08

11

10

18

101

101

101

101

101

101

101

101

112106



112106

112106

112106

112106

112106

112106

112106

112106

112106

112106

112106

112106

# Inhalt.

---

	Seite
I. Das Geschlecht der Rákóczy . . . . .	13
II. Georg Rákóczy und Sophie Báthory . . .	30
III. Helena Brinzi . . . . .	36
IV. Die Vermählung . . . . .	62
V. Die Verschwörung . . . . .	79
VI. Ein politisches Märtyrertum . . . . .	101
VII. Die Tage der Witwenschaft . . . . .	127
VIII. Graf Emmerich Tököly . . . . .	138
IX. Sophie Sátorj's Tod . . . . .	153
X. Der Stiefvater . . . . .	165
XI. Die Reise nach der Türkei . . . . .	188
XII. Der Fall von Munkacz . . . . .	205

---

1. 1940-1941

# Franz Rákóczy.







## Einleitung.

**F**ranz Rákóczy, das ist der Name, bei dem das Herz jedes Ungarn höher schlägt, bei dem sein Antlitz aufleuchtet in freudigem Stolz, während doch sein Auge sich mit Thränen füllt. Denn Franz Rákóczy ist seiner Nation nicht bloß der Held, sondern auch der Märtyrer gewesen, er hat für Ungarn nicht nur gekämpft, gesiegt und geblutet, sondern er hat auch um dasselbe gelitten, geweint und Demüthigung und Schmach erduldet!

Die Geschichte hat eben so gut ihre Märtyrer als die Religion, und diese Märtyrer gehören alsdann nicht mehr einer bestimmten Nation an, sondern sie werden durch ihre Hingabe an eine edle und große Sache, durch ihr Dulden und Leiden, durch ihr sieg-



hastes Unterliegen das Gemeingut aller Nationen und aller Völker, sie erglänzen über ihnen Allen gleich den dunkeln Sternen, zu denen man in der Nacht der Kimmernisse und der Kämpfe emporsehaut und sich aus ihrem leuchtenden Glanze Trost und Ermuthigung schöpft.

In diesem Sinne ist Franz Rákóczy nicht mehr ein Ungar, sondern wir schauen zu ihm empor wie zu einem edlen Sternbild, das uns Allen gleich nahe ist, das Allen gleichmäßig leuchtet, und an dessen Anblick wir uns um so mehr erfreuen und erquickten können, je dunkler und trüber die Zeiten sind, in denen wir leben.

Dunkel und trübe sind die Zeiten und die Verhältnisse und mit grauen Schleiern verhüllt sich uns Allen die Zukunft. In solchen Zeiten ist es schön und herzerquickend, sich umzuschauen nach großen Männern und Charakteren, sich zu erlaben an ihrer edlen Schönheit und Größe, an so erhabenen Beispielen sich Hoffnungen zu schöpfen für die Zukunft.

Nichts Herrlicheres und Größeres gibt es auf Erden, als einen großen Menschencharakter, nichts Wunderwürdigeres und Erhebenderes, als ihn immer sich selber getreu zu finden, zu sehen wie er, einem Fels im Meere gleich, nimmer wandelt und wankt,

nimmer sich beirren und bestechen läßt, weder vom Glück noch vom Unglück, weder von der Gunst noch von der Ungunst der Verhältnisse, sondern mit dem nach Innen gewendeten Blicke nur lebt und wirkt der Einen Idee, die seines Lebens Stern und Nerv geworden.

Nicht ein Geschichtsbild von Ungarn ist es, was wir hier unsern Lesern entrollen, nicht eine Geschichte der Kämpfe, der Siege und Niederlagen Ungarns beabsichtigen wir zu entwerfen, sondern nur das Lebensbild eines edlen und großen Mannes, eines Charakters wollen wir zeichnen, und — wir sagten es schon — die Märtyrer, sei's der Religion, sei's der Politik, sie gehören nach ihrem Leiden und Sterben nicht mehr der Nation an, in welcher sie geboren wurden, sondern sie sind das Gemeingut aller Völker geworden.

Franz Rákóczy war der Held und der Märtyrer seiner Idee, — er war ein großer Mann, das haben nicht bloß seine Freunde, sondern auch seine Feinde von jeher anerkannt, und es lohnt sich wohl der Mühe, sich diesen großen Mann ein wenig näher zu betrachten, diesen großen Mann, dem von drei Nationen und zwei Kaisern Königskronen angeboten wurden und der sie ausschlug, weil, wie er selber so rührend und schön sagte, er nicht gekämpft habe um sich zu erhöhen, sondern um sein Volk und sein Vaterland glücklich zu machen.

Er schlug sie aus, alle die Kronen, welche die Fürsten und die Völker ihm darboten, dafür blieb ihm die unsterbliche Lorbeerkrone des Ruhmes, mit welcher für alle Zeiten seine Stirn umkränzt ist, obwohl er besiegt und überwunden ward, obwohl er starb in der Verbannung und Einsamkeit.



## I.

### Das Geschlecht der Rákóczy.

Unter den Geschlechtern der ungarischen Magnaten eines der größten Geschlechter war das der Rákóczy. Die ganze Geschichte von Ungarn und Siebenbürgen ist eng und unauflöslich verknüpft mit diesem Namen, und wer von den Rákóczy's spricht, der spricht zugleich von den großen Kämpfen und Leiden, welche seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts Ungarn zerrissen, von der blutigen Urfehde zwischen Ungarn und Siebenbürgen einerseits und dem Hause Habsburg anderseits, den Herrschern von Oesterreich, die sich zugleich die Könige von Ungarn nannten, die Krone des heiligen Stephan nicht mehr als ein freiwilliges Geschenk der ungarischen Nation, sondern als ein ihnen zustehendes Recht, als eine Krone von Gottes Gnaden beanspruchten.

Gegen solches Anmuthen des österreichischen Herrscherhauses kämpften die ungarischen Magnaten, kämpf-

ten vor allen Dingen die Rákóczy's das ganze siebzehnte Jahrhundert hindurch bald mit mehrerem, bald mit minderem Glück, und wenn im Laufe von zwei Jahrhunderten von 1526 bis 1711 das Haus Oesterreich siebenmal gegen die Schilderhebung der Ungarn anzukämpfen hatte, so standen bei diesen sieben Revolutionen jedes Mal den österreichischen Heerführern die Rákóczy's oder ihre nächsten Anverwandten als Anführer der Ungarn und Siebenbürger gegenüber.

Der Erste freilich, welcher nach langer Zeit des Unmuths und der Unzufriedenheit es wagte, das Schwert gegen Oesterreich zu erheben und das ungarische Volk zum Entscheidungskampfe gegen die Habsburger aufzurufen, dieser Erste freilich, der Ungarn wiederherstellen wollte als freies Wahlreich, er hieß nicht Rákóczy, sondern es war Bocskay; aber ihm zur Seite, als sein nächster Freund, als der Theilnehmer aller seiner Unternehmungen, stand Sigismund Rákóczy der Erste, der dem Ruhme Bocskay's gefolgt war, der durch begeistert' Wort und That die anderen Magnaten mit fortgerissen hatte in den Kampf für die Freiheit und Selbstständigkeit des ungarischen Vaterlandes.

Drei Jahre dauerte dieser Kampf, drei Jahre hindurch standen Bocskay und Sigismund Rákóczy

als gefürchtete, sieghafte Feinde den Habsburgern gegenüber, und als endlich am dreiundzwanzigsten Juni 1606 dieser lange und erbitterte Kampf in dem „Wiener Frieden“ seinen Abschluß fand, durfte die ungarische Nation seinen Helden Bocskay und Rákóczy ihren Dank entgegenjubeln, denn dieser Frieden gab Ungarn mindestens einen Theil seiner religiösen und politischen Freiheiten wieder.

Dieser Jubel und diese Freude sollte indeß nur von kurzer Dauer sein. Bocskay, der sich auch nach dem Wiener Frieden noch immer in Ungarn aufhielt, hatte zu seinem Statthalter in Siebenbürgen seinen Freund Sigismund Rákóczy ernannt, und schon im nächsten Jahre gelangte zu diesem die Trauerkunde, daß Bocskay in Kaschau vergiftet und eines qualvollen Todes gestorben sei. Aber er hatte doch noch Zeit gehabt sein Haus zu bestellen, und zu seinem Nachfolger auf dem Throne von Siebenbürgen hatte er seinen Vertrauten und Kampfgenossen Valentin Drugeth den Siebenbürgern empfohlen. Die Stände von Siebenbürgen aber, so sehr sie ihren Fürsten Bocskay geliebt hatten, wählten dennoch im Widerspruche mit dem letzten Willen des Gemordeten, nicht Valentin Drugeth, auch nicht Gabriel Báthory, der sich um die Fürstenwürde bewarb, sondern Sigismund Rákóczy zu ihrem Fürsten.

Der alte Sigismund vernahm diese Wahl mit Entsetzen. Er sehnte sich nach Ruhe, nach Frieden, er wußte, daß der goldene Reif, den man ihm darbot, mit Dornen gefüttert war, die sich mit blutigen Schmerzen in seine Stirn einbohren würden. Er hatte lange genug gekämpft für Ungarn und Siebenbürgen, lange genug, um zu der traurigen Ueberzeugung gelangen zu können, daß der gepriesene Wiener Frieden nicht das Ende des Kampfes, sondern nur einen Moment des Waffenstillstandes bezeichne, und er fühlte sich zu schwach, zu muthlos und entnüchtert, um diese blutige Fehde gegen das Haus Oesterreich auf's Neue wieder aufnehmen zu mögen.

Als man Sigismund Rákóczy daher die Nachricht von der auf ihn gefallenen Wahl brachte, begab er sich zu den versammelten, ihn mit lauten Jubelgrüßen empfangenden Ständen; — aber nicht um ihnen freudig zu danken, sondern um sie mit Thränen zu beschwören, die Wahl rückgängig zu machen, ihm zu gestatten derselben zu entsagen.

Aber sein Bitten, sein Flehen, seine Thränen waren umsonst, und Sigismund Rákóczy mußte sein Geschick annehmen, er mußte sich darein ergeben, die Fürstenkrone zu tragen. Doch schon im nächsten Jahre entsagte er, gebeugt von Krankheit, und vielfach be-

drängt von dem ehrgeizigen Grafen Georg Bátorh, der aufgedrungenen Würde, und zog sich auf seine Güter zurück, woselbst er im nächstfolgenden Jahre 1608 schon verstarb.

Lange Jahre neuer Kämpfe und blutiger Kriege folgten nun. Bátorh's Nachfolger, Gabriel Bethlen, der erwählte Fürst von Siebenbürgen, mußte auf's Neue wieder das Schwert erheben gegen das Haus Habsburg und dessen Ansprüche. Er that es mit Glück und Ruhm, und das staunende Europa sah mit heimlicher Schadenfreude, wie der Fürst des kleinen Siebenbürgens eine Macht und eine Kriegesstärke entfaltete, welche den deutschen Kaiser Ferdinand II. sogar in seiner Burg zu Wien beunruhigte. Denn im unaufhaltfamen Siegeslauf gelang es Gabriel Bethlen und seinen Schaaren, die Oesterreicher nicht allein aus Ungarn und Siebenbürgen zu verjagen, sondern er folgte ihnen auch bis über die Grenzen hinaus, eroberte Preßburg, bedrohte Wien und zwang den Kaiser mit ihm Frieden zu schließen, und ihn 1620 als den, von der ungarischen Nation erwählten König anzuerkennen.

Doch es war in jenen Tagen für die Helden Ungarns und Siebenbürgens fast eben so gefährlich, das Haus Habsburg zu besiegen, als von ihm besiegt zu werden. Der Triumph, welchen Gabriel Bethlen



über Oesterreich gefeiert, der glänzende Sieg, welchen er für Ungarn errungen, war sein Todesurtheil. Er starb, wie man sagt, an Gift, das seine eigene Gemalin, Katharina von Brandenburg, ihm in den Nachtrunk gemischt.

Den Ränken und Ueberredungskünsten der Jesuiten war es gelungen, die Gemalin Bethlen's, Katharina von Brandenburg, der Religion ihres Hauses und ihres Gemahls abwendig zu machen und sie in den Schooß der katholischen Kirche aufzunehmen. Katharina hielt es daher für ein Gott wohlgefälliges Werk, den Gemahl, der für die Rechte und die Freiheiten der Protestanten kämpfte, zu beseitigen, selber die Regentschaft zu übernehmen und dem strengkatholischen Kaiser Ferdinand II. seine Hoheitsrechte über Ungarn wiederzugeben. Bethlen also starb, und seine Witwe schickte sich an, die Regentschaft anzutreten. Doch ihre schlaue ersonnenen Pläne, dem Kaiser Ferdinand die sieben ungarischen Komitate, die er an Bethlen abgetreten, wiederzugeben und die katholische Religion zur herrschenden zu erheben, scheiterten an dem muthvollen Widerstreben der Stände von Siebenbürgen. Katharina sah sich nach langen Kämpfen und Zwistigkeiten gezwungen, dem Throne zu entsagen, und die Stände von Siebenbürgen wählten nun nach

mancherlei Zwischenfällen den Sohn von Sigismund Rákóczy, den tapfern, hochgeehrten Freund und Kampfgenossen Bethlen's, Georg Rákóczy, zu ihrem Fürsten und Herrn.

Feurig und lebensvoll, ehrgeizig und thatendurstig wie er es war und es sein durfte in der Fülle seiner Kraft, nahm der Sohn Sigismund Rákóczy's die auf ihn gefallene Wahl mit freudigem Muth an, und bestieg im Jahre 1631 den Fürstenthron von Siebenbürgen als Fürst Georg Rákóczy der Erste.

Er ist der Ahnherr des fürstlichen Geschlechts der Rákóczy, der erste souveräne Fürst dieses erlauchten und herrlichen Stammes, dessen Ruhm und Glanz ein ganzes Jahrhundert hindurch die Welt durchstrahlen sollte, um dann in Nacht und Schweigen zu verlöschen wie ein Meteor.

Georg Rákóczy I., der neue Fürst von Siebenbürgen, war sich indessen gar wohl bewußt, welch' einen gefahrvollen Schritt er that, als er seinen Fuß auf den siebenbürgischen Fürstenthron setzte. Es war nicht ein müßiges Leben des Glanzes und der Fürstentherrlichkeit, das man ihm anbot, sondern ein Leben der Gefahr, der Kämpfe, der Sorgen und Mühen.

Aber er sagte dennoch nicht, denn er fühlte in sich die Kraft und den Muth, allen diesen Gefahren zu

trogen, alle seine Feinde zu besiegen oder mindestens ihnen die Stirne zu bieten. Ungarn und Siebenbürgen frei, selbstständig und unabhängig zu machen, der Vorkämpfer und Schutzherr der Protestanten zu sein, und dem strengkatholischen Kaiser Ferdinand II. jeden Fußbreit Landes außerhalb der Grenzen Oesterreichs streitig zu machen, das waren die festen und unerschütterlichen Entschlüsse, mit denen Georg Rákóczy den Fürstenthum bestieg.

Den Protestanten ein Schild, dem Kaiser ein Damm wollte er sein. Damit er dies um so kräftiger und energischer durchführen könne, nahm er die dargebotene Hand des Sultans an, der ihm bereitwillig seine Hülfe und Freundschaft anbot, weil er in dem protestantischen Fürsten von Siebenbürgen einen gefährlichen Feind seines eigenen Feindes, des Kaisers Ferdinand, erkannte. Diese Feindschaft des katholischen Kaisers gegen den protestantischen Fürsten Georg Rákóczy eclatirte gleich an dem Tage, an welchem dieser seinen Fuß auf den Fürstenthum von Siebenbürgen setzte.

Kaiser Ferdinand beanspruchte für sich selber die Herrschaft und den Thron von Siebenbürgen. Gestützt auf ein mit Gabriel Bethlen getroffenes Uebereinkommen, war ihm bei dessen Ableben die Nachfolge

auf dem Fürstenthron zugesagt, und jetzt, da Rákóczy ihn von demselben verdrängen wollte, beeilte sich Kaiser Ferdinand, selbst mit der Gewalt der Waffen sein Erbe und seine Rechtsansprüche vertheidigen zu wollen.

Er sandte ein Heer gen Siebenbürgen, um Georg Rákóczy zu bekämpfen und für den Kaiser das Fürstenthum zu erobern. Aber an die Spitze dieses Heeres stellte er einen Feldherrn, der von allen Generalen des Kaisers vielleicht am wenigsten dazu geeignet schien, die ihm übertragene Mission zu erfüllen. Dieser Feldherr war der ungarische Palatin Nikolaus Esterházy, der, obwohl im Herzen ein treuer und eifriger ungarischer Patriot, dennoch die Kunst verstand, unter ergebenem Günstlingslächeln seine innersten Gedanken zu verschleiern und den Kaiser an seine unbedingte Treue, seinen pflichteifrigen Gehorsam glauben zu machen. Er hatte daher die ihm übertragene Mission angenommen und war mit einem österreichischen Armeekorps ausgezogen, den Fürsten Georg Rákóczy aus Siebenbürgen zu vertreiben und den Kaiser Ferdinand II. als den Herrn von Siebenbürgen zu proclamiren.

Indeß die innersten Gedanken des Palatins Nikolaus Esterházy waren wenig übereinstimmend mit

diesem äußeren Vorhaben, und was er äußerlich angreifen und bekämpfen sollte, das entsprach dennoch ganz und gar den innersten Hoffnungen und Wünschen des Palatins. Nimmer konnte es ihm, dem treuen Ungarn und Patrioten, Ernst sein, die Macht des Kaisers noch dadurch zu vergrößern, daß er ihm das Fürstenthum Siebenbürgen eroberte; nimmer konnte er wünschen, den eigenen Landsleuten, den Ungarn, diese Zufluchtsstätte zu verschließen, wohin sie sich flüchten konnten vor den Angriffen und der Rache des Kaisers: denn den verfolgten, den des Hochverraths angeklagten Ungarn hatte Siebenbürgen stets ein Asyl geboten, und die Fürsten von Siebenbürgen waren immer die treuen Bundesgenossen der für ihre Freiheit kämpfenden Ungarn gewesen.

Der Palatin von Ungarn konnte unmöglich den ungarischen Patrioten dieses Asyl verschließen, nicht der Kerkermeister des katholischen Kaisers werden!

Nikolaus Esterházy zog daher wohl den beiden Generälen Stephan Bethlen und David Zólyomy, die mit einem Vortrab der Armee des Fürsten Georg Rákóczy bei Rakamáczy standen, entgegen, aber er ward von ihnen zurückgeworfen, und statt nun noch das Nahen des Fürsten mit der Hauptarmee abzuwarten, kehrte er eilig um nach Preßburg. Von dort meldete er dem

Kaiser, daß es wenig gerathen scheine den übermächtigen Fürsten Rákóczy anzugreifen, denn nicht bloß sei er dem kaiserlichen Heere überlegen an Stärke und Zahl, sondern auch ganz Ungarn sei des Fürsten heimlicher Bundesgenosse, alle Magnaten seien fest entschlossen dem Fürsten beizustehen mit aller ihrer Macht, und leicht könne es kommen, daß der Kaiser, indem er sich den Fürstenstuhl von Siebenbürgen erkämpfen wolle, in diesem Kampfe nicht bloß diesen, sondern auch seine Hoheitsrechte auf Ungarn für immer verlore, da der Sultan zur Unterstützung Georg Rákóczy's eine bedeutende Truppenmacht nach ungarisch Neuhausel gesandt habe.

Kaiser Ferdinand sah wohl ein, daß der Moment ihm nicht günstig sei, daß er sich der Nothwendigkeit für den Augenblick fügen müsse. Er machte also Frieden mit Georg Rákóczy, er erkannte ihn nicht allein an als rechtmäßigen Fürsten von Siebenbürgen, sondern er erklärte, daß auch für die Zukunft Siebenbürgen das unbestrittene Recht genießen solle, sich seine Fürsten selbstständig und frei wählen zu dürfen.

Aber indem der Kaiser sich dieser demüthigenden Nothwendigkeit fügte, indem er Georg Rákóczy zum Frieden die Hand reichte, schwur er ihm im Stillen eine ewige und unverföhnliche Feindschaft, eine nie

endende Rache und Vergeltung für die ihm zugefügte Schmach. Und er hielt seinen Schwur! Er verband sich mit den inneren und äußeren Feinden Georg Rákóczy's, er gewährte seiner erbitterten Gegnerin Katharina von Brandenburg, der Witwe Bethlen's, stets Hülfe und Beistand und unterstützte sie und ihren Vertrauten Stephan Czaky stets mit Truppen und Geld, um von Ungarn aus immer auf's Neue den Fürsten von Siebenbürgen zu beunruhigen und anzugreifen.

Bald sollte auch von anderer Seite her die kurze Ruhe des Fürsten Rákóczy bedroht werden. Der Sultan, der in ihm einen ergebenen und dienstbereiten Vasallen zu sehen gehofft, erkannte bald, daß Georg Rákóczy ihm als freier und unabhängiger Fürst gegenüber zu stehen trachte und keineswegs gesonnen sei, Siebenbürgen nur als ein Lehensgut der Pforte und unter deren Botmäßigkeit stehend zu betrachten. Der Sultan hatte die Wahl des Fürsten anerkannt, weil er in ihm einen treuen Diener gesehen, jetzt wollte er ihn stürzen, weil der Diener sich unterfing ein freier Souverän sein zu wollen. Ein Heer ward von der Pforte entsandt, den Fürsten von Siebenbürgen zu bekriegen, ihn seines Thrones zu entsetzen, und auf denselben den dienstergebenen Türkenfreund Stephan

Bethlen zu erheben. Aber die Truppen Georg Rákóczy's besiegten die entsendete türkische Heeresabtheilung, Bethlen selber entsagte seinen Ansprüchen, versöhnte sich mit Georg Rákóczy, und es gelang endlich sogar seiner Ueberredungskunst, auch den Sultan zu versöhnen und einen Frieden zwischen der Pforte und dem Fürsten von Siebenbürgen zu vermitteln.

Dieser Friede mit der Pforte, der Georg Rákóczy den Rücken deckte, gestattete es ihm, nun mit seinen geheimsten Wünschen und Plänen vorzugehen, und sich laut und frei zu bekennen als den Beschützer und Freund der Protestanten, als den Feind des katholischen Kaisers. Er verkündete daher den bedrückten Protestanten in Ungarn seinen Beistand und seine Hülfe, er forderte laut und feierlich von Kaiser Ferdinand, daß er die ungerechten Bedrückungen der protestantischen Ungarn enden lasse, daß er ihnen freie Ausübung ihrer Religion gewähre. Als Ferdinand im fanatischen Religionseifer diese Forderung ganz unbeachtet und unbeantwortet ließ, da ging Georg Rákóczy muthvoll weiter auf der eingeschlagenen Bahn. Er verbündete sich mit Frankreich und Schweden gegen Kaiser Ferdinand II., er erließ an die protestantischen Ungarn ein Manifest, in welchem er ihnen erklärte, er habe gegen den Kaiser die Waffen ergriffen, weil



dieser, im Widerspruch mit den Rechten der ungarischen Protestanten, sie fern halte von allen Aemtern und Würden, weil er sie ihrer Kirchen und Schulen beraube, ihre Geistlichen verjage, die Gesetze umstoße, und die Landesvertheidigung vernachlässige. Er forderte deshalb alle getreuen und patriotischen Ungarn auf, sich mit ihm zu vereinen und mit ihm zu kämpfen für die heiligen Rechte der Protestanten, welches zugleich die heiligen, schwerbedrohten Rechte der Ungarn seien.

Das Manifest des Fürsten Georg Rákóczy hallte wie ein jauchzendes Schlachtenlied durch ganz Ungarn wider, und begeistert eilten, sonder Unterschied der Religion, die Ungarn zu den Fahnen des edlen Fürsten, der, wie er sagte: die Rechte und die Freiheiten Ungarns vertheidigen wollte gegen die Bedrückung des Hauses Habsburg.

Bald stand Georg Rákóczy an der Spitze eines so mächtigen Heeres, daß er siegreich vordringen konnte bis Preßburg, und eine Abtheilung seiner Armee von dort entsenden konnte, um dem schwedischen General Torstenson bei der Belagerung von Brünn Verstärkung zu bringen.

Kaiser Ferdinand, bedrängt von den zweifachen Feinden, mußte sich schon bequemen, zu einer neuen

Demüthigung Zuflucht zu nehmen. Er bot dem Fürsten Georg Rákóczy den Frieden, er erklärte sich bereit auf seine Bedingungen einzugehen, und die Forderungen zu erfüllen, welche Rákóczy für sich und für Ungarn an ihn stellen-wolle.

Georg Rákóczy, anderseits aufs Neue bedroht von der Feindschaft des Sultans, ging auf die Vorschläge des Kaisers ein und schloß mit ihm den sechzehnten September 1654 in Linz den Frieden für sich und Ungarn ab.

Es war ein wichtiges und folgenreiches Ereigniß dieser sogenannte Linzer Frieden, und er ist in der Folgezeit die Basis gewesen für alle Forderungen, wie für alle Rechte der Ungarn.

Der Kaiser verpflichtete sich in diesen Linzer Friedensklauseln für sich und seine Nachfolger: „die goldene Bulle des Königs Andreas II. aufrecht zu erhalten, die fremden Truppen aus dem Lande zu ziehen, dagegen die ungarischen Truppen niemals außerhalb Landes zu verlegen, die ungarischen Kron Güter nie zu veräußern, die Reichswürden und Aemter nur eingebornen Ungarn anzuvertrauen, die Protestanten in ihren Rechten und Freiheiten unangefochten zu erhalten, und als König von Ungarn nie ohne Zustimmung, ohne Wissen und Willen der ungarischen Nation mit

den Türken, oder mit anderen auswärtigen Mächten zu unterhandeln oder Verträge abzuschließen.“

Nun endlich, mit diesem Einger Friedensschluß schien die alte Fehde zwischen Ungarn und dem Hause Habsburg ausgekämpft, schien die Ruhe wieder hergestellt und gesichert zu sein.

Georg Rákóczy aber fand kein Behagen an der Ruhe des friedlichen Daseins, der Kampf war seines Lebens innerster Nerv und es schauderte ihm vor dem Gedanken, sein Schwert an den Nagel zu hängen und friedliche Tage der Muße hinzudämmern. Das kleine Fürstenthum Siebenbürgen schien ihm zu enge für seine Thatkraft, der goldene Fürstenreif zu klein für seine sieggekrönte Stirn. Er schaute sich um nach einer größeren Krone, und sie leuchtete ihm verlockend entgegen aus Polen, wo eben der König Wladislaw IV. gestorben war, und die Wahlfürsten sich um seinen Nachfolger stritten und zankten.

So sandte denn Georg Rákóczy seinen Vertrauten Franz Bethlen mit den mächtigsten Hülfsstruppen, mit großen Summen Goldes nach Polen, um mit diesen unfehlbaren Werbemitteln ihm die Stimmen der Polen zu erobern, daß sie ihn wählen möchten zum Nachfolger des verstorbenen Polenkönigs.

Doch ehe noch die Sendung Bethlen's irgend

einen Erfolg haben konnte, und noch bevor die Stände von Polen zu einer Wahl geschritten waren, trat ein neuer, ein mächtiger Feind gegen Georg Rákóczy in die Schranken, und gegen diesen Feind kämpfte die Manneskraft und die Thatenlust des Fürsten vergebens an.

Dieser mächtige und unüberwindliche Feind Georg Rákóczy's, das war der Tod! Mitten in seinen Kämpfen wider den Sultan, der von dem Fürsten von Siebenbürgen vergeblich den Tribut von zehntausend Dukaten jährlich forderte, ward Georg Rákóczy unterbrochen durch das Anrücken dieses unüberwindlichen, stets siegreichen Feindes, der auf einmal allen seinen ehrgeizigen Plänen ein Ziel setzte.

Georg Rákóczy I. starb am eilften Oktober 1648, tief betrauert und beklagt von seinem eigenen Lande und von dem Nachbarlande Ungarn, das ihm so viel verdankte, für dessen Freiheiten und Glaubensrechte der Fürst einen so langen, so erbitterten Kampf gegen den Kaiser Ferdinand geführt hatte.



## II.

### Georg Rákóczy und Sophie Bátorj.

Dem Fürsten Georg Rákóczy I. hatten die Stände von Siebenbürgen schon vor seinem Tode einen Nachfolger erwählt und ihm feierlich gelobt, daß sein Sohn und Erbe Georg auch sein Nachfolger sein solle auf dem siebenbürgischen Fürstenthron. Kaum hatte der Vater daher die Augen geschlossen, als der Sohn den Fürstenthron bestieg und die Zügel der Regierung mit muthvoller Hand erfaßte.

Er hatte seines Vaters Thatenlust, seine Ruhmbegierde und seinen Ehrgeiz geerbt, und auch ihn verlangte es nach Kämpfen, nach Siegen und vor allen Dingen nach einer Königskrone!

Die Königskrone von Polen, das war der letzte Traum irdischer Größe gewesen, der den sterbenden Georg Rákóczy I. umschwebt hatte, — die Königskrone von Polen, das war die Fata Morgana, die

Georg Rákóczy II. bald nach dem Beginn seiner Regierung verlockte. Zwar hatten die Polen sich jetzt für Vladislav einen Nachfolger gewählt, und auf dem polnischen Throne saß jetzt Johann Kasimir, nicht bloß als der Erwählte seines Volkes, sondern auch in seiner neuen Würde anerkannt von dem russischen, dem deutschen und dem türkischen Kaiser. Aber Georg Rákóczy, der kampfeslustige Sohn seines Vaters, verband sich mit dem einzigen Fürsten, der den polnischen Wahlkönig bekämpfte, er verband sich mit dem Schwedenkönig Karl Gustav, dem Nachfolger Gustav Adolfs, und seiner Tochter Christine, und erklärte Johann Kasimir von Polen den Krieg.

Umsonst war es, daß die Stände von Siebenbürgen ihren Fürsten beschworen, die Kräfte und die Geldmittel des Fürstenthums nicht außer Landes zu ziehen; umsonst drohte der Sultan Muhamed dem seiner Oberherrschaft unterworfenen tributpflichtigen Fürsten von Siebenbürgen mit seinem zerschmetternden Zorn, wenn er sich dem Befehl seines Oberherrn nicht füge, nicht dem Kampfe gegen den Polenkönig entsage. Der Ehrgeiz sprach mächtiger zu dem Herzen des Fürsten, als die Drohworte des Sultans zu seinem Kopf.

Mit einem kampferüsteten Heere von dreißig-

ausgehend Mann zog Georg Rákóczy gegen Polen, vereinigte sich dort mit dem Schwedenkönig und begann den erbitterten Kampf gegen den Polenkönig Johann Kasimir. Aber bald rief eine Schreckensbotschaft den König Karl Gustav von seinem abenteuerlichen Feldzug nach der Heimat zurück. Der König von Dänemark hatte die Abwesenheit seines schwedischen Rivalen benützt und war mit einer bedeutenden Truppenmacht in sein Land eingefallen. Karl Gustav mußte schleunig heimkehren, den Feind im eigenen Lande zu bekämpfen, und Georg Rákóczy stand jetzt allein ohne Bundesgenossen in Polen, während der von ihm befeindete König Johann Kasimir gerade um diese Zeit mit dem Nachfolger Kaiser Ferdinands, mit Leopold I., ein Bündniß geschlossen hatte, kraft dessen der Kaiser ihm ein Hülfskorps von sechzehntausend Mann stellte.

Und jetzt kam zu Georg Rákóczy dieselbe Schreckenskunde, welche den Schwedenkönig aus Polen vertrieben hatte. Der Sultan, voll Zorn über den Ungehorsam und die Widerspenstigkeit des Fürsten von Siebenbürgen, hatte den Chan der Tataren mit seinen Horden nach Siebenbürgen beordert, um das Land zu besetzen und dem Fürsten die Heimkehr zu verwehren. Vorher aber sollte der Tatarenchan in Polen selber den widerseßlichen Vasallen der Pforte bekämpfen,

und im Vereine mit der Armee des Königs von Polen und des Kaisers von Deutschland, des Fürsten von Siebenbürgen Armee aufreiben und vernichten.

Georg Rákóczi, von allen Seiten umringt von Feinden, im fremden Lande, in Zwist mit seinen eigenen Ständen, die den fabelhaften Kriegszug von Anfang an gemißbilligt hatten; Georg Rákóczi, dessen Armee in blutiger Schlacht besiegt und gefangengenommen war, mußte sich der harten Nothwendigkeit fügen, und die demüthigenden Bedingungen annehmen, die sein Besieger, der König von Polen, ihm stellte. Er mußte, um nur das Leben und die persönliche Freiheit zu retten, sich vor dem Sieger demüthigen, dem König Johann Kasimir reuevolle Abbitte thun, alle von ihm besetzten Festungen zurückgeben, und ein Strafgeld von zweimal hunderttausend Gulden zahlen.

Gedemüthigt, mit Schmach beladen, besiegt und flüchtig, kehrte er nun heim nach Siebenbürgen, und neues Unheil erwartete ihn dort. Der Sultan drohte den Ständen von Siebenbürgen mit seinem vernichtenden Zorn, wenn sie nicht sofort seinem Befehl genügten: den rebellischen Fürsten zu entsetzen und sich einen andern Fürsten zu wählen. Vergebens nahm Georg Rákóczi die neue Schmach auf sich, den Kaiser



Leopold I., seinen Feind und Widersacher, jetzt um seinen Beistand und seine Vermittlung bei der Pforte anzusuchen. Des Kaisers einzige Antwort bestand darin, daß er ein deutsches Heer nach Ungarn entsandte, um die in Ungarn gelegenen, der Familie Rákóczy zugehörigen Festungen zu besetzen, und den ungarischen Ständen verbot, dem Fürsten Hülfe zu leisten. Vergebens auch wandte sich Georg Rákóczy an seine eigenen Stände und beschwor sie, dem Ansinnen des Sultans zu widerstehen. Sie hatten es nicht vergessen, daß der Fürst, ihren Wünschen und ihren Bitten entgegen, den Zug nach Polen unternommen, daß er von dort gedemüthigt und schmachbeladen heimgekehrt war ohne Armee, ohne Geld und ohne Ehre. Mit dem ehrumflossenen, siegreichen Fürsten würden sie es gewagt haben, den Befehlen der Pforte zu trotzen, aber für den besiegten, ruhmlosen Abenteurer mochten sie ein solch gefährlich Wagniß nicht unternehmen.

Georg Rákóczy ward also von den Ständen der Fürstenwürde entsezt, und sein Freund Franz Ráday an seiner Statt erwählt. Aber diese Wahl seines Freundes war für Georg Rákóczy nur eine Gelegenheit, um den Kampf gegen die Pforte wieder aufzunehmen. Er verband sich mit den Wojwoden der Mol-

bau und Walachei, sammelte auf seinen ungarischen Besitzungen einige Truppen, kehrte mit diesen und dem Armeekorps der Woiwoden nach Siebenbürgen zurück, und feierte den Triumph, daß Ráday selber dem Fürstenthum zu Gunsten seines Freundes entsagte, daß die Stände von Siebenbürgen jetzt zum zweiten Mal den entsehten Georg Rákóczy zum Fürsten von Siebenbürgen erwählten. Doch dieser kurze Triumph sollte bald von düstern Trauerschatten verdunkelt werden. Der erzürnte Sultan ließ die widersehtlichen Stände seine Rache empfinden, und sandte seine Tatarenhorden nach Siebenbürgen, um das ganze Land und Volk seinen Zorn empfinden zu lassen. Die Tataren fielen raubend, sengend und plündernd in Siebenbürgen ein, sie trieben das Volk zur Verzweiflung, und mit Thränen beschworen endlich die Stände Georg Rákóczy, Mitleid zu haben mit ihrer Noth, sie zu retten, indem er sich opferte.

Er that es, er entsagte der Fürstenwürde und verließ Siebenbürgen, um sich auf seine ungarischen Besitzungen zurückzuziehen. Aber es war doch nur eine kurze Zeit der Ruhe, welche er durch diesen Entsagungsakt dem hartgeprüften Lande gewährte. Der Ehrgeiz riß ihn bald wieder empor aus dem brütenden Schweigen der Resignation. Er wollte noch ein-

mal Alles wagen, um Alles zu gewinnen, und abermals nahm er die Unterstützung der Woivoden an, sammelte ein Heer, brach in Siebenbürgen ein, und belagerte in Hermannstadt den von den Ständen erwählten Fürsten Barcsah. Da zog auf Befehl des Sultans der Pascha von Ofen mit einer Armee herbei, und Georg Rákóczy, der so eben die Belagerung von Hermannstadt aufgegeben, eilte ihm entgegen. Bei Klausenburg traf er mit seinem kleinen Heer von sechstausend Mann auf den dreifach überlegenen Feind, und eine mörderische Schlacht begann.

Georg Rákóczy war es sich wohl bewußt, daß diese Schlacht über seine ganze Zukunft zu entscheiden habe, daß er Alles wagen müsse, um Alles zu gewinnen. Mit dem Heldenmuth der Verzweiflung kämpfte er an der Spitze seiner tapfern Schaar, trieb sie immer vorwärts, immer dichter hinein in die Reihen des Feindes, bis er selbst von Kugeln durchbohrt, von Wunden zerfetzt, zusammenbrach, und von den ihn umringenden Feinden gefangengenommen ward.

Sein kleines Heer, von Schmerz und Entsetzen ergriffen, stob auseinander, warf die Waffen von sich und entfloh. Ihn selber, den gefangenen Fürsten, brachten die Sieger nach Großwardein. Dort starb

Georg Rákóczy am 8. Juni 1660 an den Folgen seiner Wunden im vierzigsten Jahre seines vielbewegten, thatenreichen, aber ruhmlosen Lebens.

Die Stände von Siebenbürgen schritten jetzt zu einer neuen Fürstenwahl, und an die Stelle des verhassten, rohen und grausamen Barcsah wählten sie den frühern Feldherrn Georg Rákóczy's, Johann Kemény, zum Fürsten von Siebenbürgen.

Aber es blieb den Freunden Georg Rákóczy's, es blieb den Patrioten in Ungarn und Siebenbürgen eine Hoffnung für die Zukunft, — es blieb ihnen der Sohn Georg Rákóczy's, der junge Franz Rákóczy, dem die Stände schon im Jahre 1652 die Nachfolge auf den Fürstenstuhl seines Vaters versprochen hatten.

Indeß Franz war jetzt noch zu jung, um in so schlimmen und gefährlichen Zeiten die Leitung der Staatsgeschäfte übernehmen zu können. Es bedurfte einer ganzen ungetheilten Manneskraft, um allen das arme kleine Land umdräuenden Gefahren Trotz zu bieten, und Franz Rákóczy war fast noch ein Kind, war ein Knabe von kaum fünfzehn Jahren. Doch auf diesem Knaben ruhten alle Hoffnungen für die Zukunft, und als man den Freund seines Vaters, als man Johann Kemény zum Fürsten erwählte, da flüsterte man ihm in's Ohr: wir wählen Dich als den

Statthalter Franz Rákóczy's; wenn der Knabe zum Manne erwachsen ist, wirst Du ihm freiwillig das Erbe seines Vaters zurückgeben, wirst den geliehenen Fürstentab dem rechtmäßigen Fürsten wieder zustellen, wirst der Erste sein, der den Sohn Georg Rákóczy's begrüßt als den Fürsten Franz Rákóczy den Ersten.

Johann Kemény nahm die Fürstenkrone und die Bedingungen an und bestieg am ersten Januar 1661 den Fürstenthron von Siebenbürgen, selber der freudigen Hoffnung, daß er dereinst das Erbe seines Vaters in die Hände Franz Rákóczy's niederlegen dürfe.

Da traf ihn und alle Freunde Georg Rákóczy's eine unerwartete, wenn auch lang schon gefürchtete Trauerkunde. Der junge Franz Rákóczy war den Traditionen und Ueberlieferungen seiner Familie ungetreu geworden, er hatte die Religion seiner Väter verlassen und war mit seiner Mutter öffentlich zur katholischen Religion übergetreten.

Ein Schrei des Entsetzens und der Wuth ertönte durch ganz Siebenbürgen, und der erbitterte Haß des Volkes wandte sich gegen die Witwe Georg Rákóczy's, die den Sohn der protestantischen Fürstenfamilie dem Glauben seiner Väter abwendig gemacht.

Aber Sophie Bátorh, die Mutter von Franz,

kümmerte sich wenig um diesen Haß und Zorn der siebenbürgischen Stände, der nur von fernher wie das Heulen der Windsbraut an die dicken Mauern ihrer Festung Munkács zitterte und die stolze und feurige Witwe Georg Rákóczy's nicht in ihren Entschlüssen zu beunruhigen vermochte.

Sie war eine entschlossene, kühne und muthige Frau diese Sophie Bátori, die Witwe Georg Rákóczy's, sie war aufrichtig begeistert für ihre neue Religion, zu der sie sich und den Sohn so rückhaltslos und öffentlich bekehrt hatte, und sie war außerdem auch genau dessen bewußt, was sie wollte und erstrebte.

Sie wollte sich und den Sohn erretten aus den Gefahren, welche die Familie der Rákóczy in dem Haß des Kaisers und des Sultans bedrohte, und dazu war es nöthig, daß sie den Sohn ganz und gar mit den Traditionen seiner Familie brechen ließ, daß sie ein neues Geschlecht der Rákóczy schuf, ein Geschlecht, das der katholischen Religion und dem Kaiser anhing, und von diesen beiden nur seinen Ruhm und seine Ehre und Würde empfangen wollte.

Die Witwe Rákóczy's, Sophie Bátori, hatte gelernt von den traurigen Erfahrungen, die sie an der Seite ihres unglücklichen Gemahls gemacht; sie hatte einsehen gelernt, wie wankelmüthig das Volk, wie

leicht es sich heute von Denen im Unglück abwendet, denen es gestern gehuldigt, als das Glück sie umstrahlte. Zweimal hatten die Stände von Siebenbürgen Georg Bátorh auf den Fürstenthron erhoben, zweimal hatten sie ihn von demselben wieder herabgestoßen. Sie wollten der Zukunft ihres Sohnes eine festere Grundlage geben, und als der Erwählte des Kaisers und des Sultans sollte ihr Sohn Franz Rákóczy auf den Thron seiner Väter zurückkehren. Außerdem war Sophie Bátorh eine eifrige und gläubige Katholikin, und das Heil, das sie im Schooß der allein seligmachenden Kirche gefunden, das wollte sie auch dem einzigen Sohne nicht vorenthalten. Die Jesuiten, welche schon ihren Vater, den letzten Fürsten aus dem einst so mächtigen und glorreichen Stamme der Bátorh, ganz und gar in ihren Netzen eingesponnen, die Jesuiten übten auch auf Sophie Bátorh ihren mächtigen und entscheidenden Einfluß aus, und ihnen, den frommen Vätern Jesu, hatte Sophie daher auch die Erziehung ihres Sohnes übertragen.

Durch die Aufnahme in den Schooß der katholischen Religion vermeinte Sophie Bátorh das ewige Heil ihres Sohnes gesichert zu haben, und es blieb ihr daher nur noch übrig, auch sein irdisches Heil zu sichern. Das meinte sie am besten zu können, wenn sie

sich beeiferte, die Gunst des deutschen Kaisers und Königs von Ungarn, Leopold des Ersten, zu erwerben. Freiwillig und ohne jeglichen Zwang erstattete Sophie daher die beiden ungarischen Komitate, welche einst Ferdinand II. an den siegreichen Georg Rákóczy I. erblich überlassen, dem Kaiser Leopold zurück, brachte ihm zwei Festungen ihres Sohnes zum Geschenk dar und bat den Kaiser, die vier ungarischen Festungen ihres Sohnes, Fese, Tokaj, Onod und Bataf, mit deutschen Garnisonen besetzen zu lassen.

Kaiser Leopold war nicht undankbar gegen so aufrichtige Beweise der Anhänglichkeit und Ergebenheit; er nahm die Geschenke der frommen und schönen Witwe huldreich an, er erfüllte ihren Wunsch und besetzte die vier ungarischen Festungen, er versicherte die Witwe Georg Rákóczy's seiner Gnade, und um ihr gleich einen Beweis von derselben zu geben, schickte er eine eigene, nur zu diesem Zwecke ernannte Gesandtschaft an den türkischen Sultan, um diesen zu ersuchen, er möge es gestatten, daß Franz Rákóczy auf den Fürstenthron von Siebenbürgen erhoben werde. Der Sultan indeß lehnte dies Ersuchen entschieden ab, und Kaiser Leopold mußte sich begnügen, die Fürstin Sophie Rákóczy für alle kommenden Zeiten seiner Gnade zu versichern, und ihr als Ersatz für so



viel treue Anhänglichkeit und Ergebenheit mindestens das Versprechen zu geben, daß er, wenn sie eines Tages eine Gnade von ihm zu erbitten habe, dieselbe unbedingt und ohne Rückhalt ihr gewähren wolle.

Sophie nahm das Versprechen lächelnd an, und überließ sich jetzt, da sie ihre ehrgeizigen Hoffnungen auf den Thron von Siebenbürgen wenigstens für den Moment unterdrücken mußte, um so eifriger dem frommen Dienst der Kirche und dem Einfluß der Väter Jesu. Auch den Sohn Franz Rákóczy strebte sie immer mehr noch zur Frömmigkeit und zum Gehorsam gegen die Jesuiten zu erziehen, und da er denn, wie es den traurigen Anschein hatte, nicht dazu bestimmt war, ein regierender Fürst zu sein, wollte ihn seine Mutter dafür wenigstens zu einem frommen, gottergebenen Betbruder machen. Mit Schmerz und Trauer sahen die treuen Freunde und Anhänger der geliebten siebenbürgischen Fürstenfamilie, wie der junge, jetzt zwanzigjährige Franz Rákóczy ganz und gar nur von dem Willen seiner Mutter abhängig schien, wie er, den glänzenden und ruhmvollen Traditionen seines Hauses und seiner Familie entsagend, ganz ohne Ehrgeiz und Ruhmbegierde, nur in der frommen Ausübung seiner religiösen Pflichten, im Verkehr mit seiner Mutter und den frommen

Vätern Jesu sein Genüge fand, bei jeder Gelegenheit eifrig bemüht war, seine leidenschaftliche Anhänglichkeit und Treue für den Kaiser Leopold zu bekunden, und ohne irgend ein Bedauern seine Festungen und Güter in den Händen seines Herrn und Königs zu sehen schien.

Der junge Franz Rákóczy, so schien es, war für die Sache, welcher sein Geschlecht so lange Leben und Blut geweiht, rettungslos verloren; man konnte bei einer neuen Schilderhebung, bei einem neuen Kampfe gegen den Kaiser nicht auf die Unterstützung Franz Rákóczy's rechnen; die bedrängten Protestanten in Ungarn und Siebenbürgen hatten nichts zu hoffen von dem eifrigen Katholiken, von dem schwachen, energielosen Franz Rákóczy, der ganz und gar abhängig war von seiner bigotten Mutter Sophie Bátor, der dienstergebenen Freundin Kaiser Leopold des Ersten!

### III.

#### Helena Brinji.

Die Patrioten in Ungarn und Siebenbürgen, wie gesagt, verzweifelten daran, den jungen Franz Rákóczy für ihre Sache, für die Sache des Vaterlandes und des Glaubens zu gewinnen, und thränenden Auges wandten sie ihr Herz ab von dem letzten schwächlichen jungen Reis des einst so starken, machtvollen Stammes, kummervoll entsagten sie der Hoffnung, sich einst um die Fahne eines Rákóczy schaaren zu können, und unter solcher Leitung noch einmal den Kampf zu wagen gegen das Haus Habsburg.

Nur einige Wenige gab es, die noch einen letzten Versuch wagen wollten, die es nicht glauben mochten, daß Franz Rákóczy den Traditionen seiner Familie durch den Einfluß seiner Mutter so ganz und gar wäre abwendig gemacht. Man hatte bis jetzt durch heimliche Boten und Unterhändler immer nur versucht, auf

den Verstand und die politische Gesinnung des Fürsten zu wirken. Es blieb nur noch übrig, auf das Herz des zwanzigjährigen Jünglings zu wirken. Was der Ueberredung, der Klugheit und Politik nicht gelungen, das mochte vielleicht doch der Liebe gelingen können. Die Liebe konnte vielleicht doch noch den abtrünnigen Sohn seines Vaterlandes in die Arme der Patrioten zurückführen!

Es galt mindestens den Versuch zu wagen, — aber so vorsichtig, so still und geräuschlos, daß die stets argwöhnische, stets wachsame Mutter Sophie Bátorh keinen Verdacht schöpfe, keine Ahnung habe von den Schlingen, die man nach dem Herzen ihres Sohnes ausstellte.

Die ungarischen Patrioten, welche diesen letzten Versuch wagen wollten, sie waren die Grafen Peter Brinhi und sein Freund Wesselénhi, sie beide die Oberhäupter und Führer der ungarischen Verschwornen, welche eine neue Schilderhebung Ungarns gegen ihren König, den Kaiser Leopold I., beabsichtigten.

Graf Brinhi, der Erbe und Abkömmling des großen unsterblichen Helden von Szigeth, war vermählt mit der letzten Erbin eines nicht minder großen und berühmten ungarischen Geschlechtes, mit der letzten Erbin des Hauses Frangipanhi, und aus dieser Ehe

waren ihm zwei Kinder geboren, ein Sohn Balthasar, und eine Tochter Helena mit Namen. Helena war jetzt ein junges Mädchen von fünfzehn Jahren, schön und lieblich anzuschauen, wie ihre jüngst verstorbene Mutter, kühn, leidenschaftlich und patriotisch wie ihr Vater. Auch war sie die Hoffnung, der Trost und die Freude des Grafen Zrinzi, ihres Vaters, und wie sehr auch der ungarische Patriot sich traurig und beengt fühlen mochte, Eine Stelle gab es doch in seinem Herzen, wohin der Kummer und die Sorgen der Politik niemals zu dringen vermochten, wo nur die Liebe zu seiner Tochter, seiner heißgeliebten Helena thronte.

Und sie erwiderte aus reinem, glühendem Herzen diese so tiefe, so zärtliche Liebe ihres Vaters, sie hing an ihm mit ganzer Seele, sie schaute zu ihm auf wie zu dem Helden, der nicht bloß ihr persönliches Glück, sondern auch das Glück und die Zukunft von ganz Ungarn in seinen Händen hielt. Wenn ihr Vater klagte über das traurige Schicksal des geliebten Vaterlandes, so sagte Helena lächelnd: Graf Zrinzi ist da, um das Vaterland zu retten! Wenn er vor ihr seine Seele enthüllte, und in tiefem Schmerzgefühl ihr erzählte von den vergeblichen Anstrengungen, welche er und die Freunde gemacht, das Vater-

land wieder frei, groß und selbstständig zu machen, so tröstete ihn Helena, indem sie mit begeistertem Blicke zum Himmel emporschaute und rief: Gott ist im Himmel, und Graf Zrinzi auf Erden, und also wird Ungarn eines Tages wieder selbstständig und frei werden! Graf Zrinzi wird es erretten aus den Händen aller seiner Feinde!

Aber wie kann ich es erretten? fragte ihr Vater, traurig sein Haupt schüttelnd. Ungarn liegt in Fesseln und Banden, die deutschen Soldaten des Königs haben unsere Festungen besetzt, unsere Kraft gebrochen. Wir werden beobachtet, behorcht und beargwöhnt, und schon der unschuldige Verkehr der ungarischen Magnaten untereinander erscheint den Spionen des Königs als verdächtig.

Ihr werdet Euch also bemühen, diese Spione zu täuschen, sagte Helena mit ihrem süßen Kinderlächeln, Ihr werdet anscheinend ganz zufrieden, ganz glücklich sein, Ihr werdet harmlose Feste, glänzende Bälle veranstalten, und während Ihr den Anschein habt, als wenn Ihr nur dem Vergnügen und den Freuden der Geselligkeit lebt, werdet Ihr heimlich conspiriren, werdet eine große, eine machtvolle Verschwörung anzetteln, und während wir Jungen mit den deutschen

Herren tanzen und lachen, werdet Ihr Alten Eure Pläne entwerfen.

Graf Zrinhi schaute mit Entzücken in die dunklen, strahlenden Augen seiner Tochter und drückte einen zärtlichen Kuß auf ihre hohe, klare Stirn. So soll es sein! sagte er gedankenvoll. Unter Festen und Scherzen wollen wir unsere geheimen Pläne verbergen, und mit unserm Lachen, und dem lustigen Schall unserer Tanzmusik wollen wir das Ohr unserer Feinde betäuben, daß sie das heimliche Geflüster unserer Verschwörung nicht hören.

Von diesem Tage an begann ein gar heiteres, frohes Leben unter den ungarischen Magnaten. Sie schienen aller ihrer Sorgen, ihrer Kümmernisse vergessen zu haben und nur dem Vergnügen, den Freuden, der Geselligkeit sich jetzt noch ergeben zu wollen. Und gerade diejenigen Magnaten, die den Beamten, den Dienern und Spionen des Königs von Ungarn am gefährlichsten und gehässigsten geschienen, gerade diese waren jetzt am heitersten und sorglosesten. War heute beim Grafen Zrinhi eine glänzende Jagdpartie gewesen, so vereinigte man sich morgen in Múrány beim Grafen Wesselénhi zu einem prachtvollen Ballfest, und tanzte und jubelte die Nacht hindurch; kaum aber hatte man sich von diesen Festlichkeiten erholt, so

veranstaltete der Graf Frangipanti schon wieder ein neues Fest, und alle befreundeten Magnaten, die bei den Grafen Brinhi und Wesselenhi versammelt gewesen, beeiferten sich, jetzt auch auf dem Feste des Grafen Frangipanti zu erscheinen.

So war der Winter und der Frühling des Jahres 1665 zu Ende gegangen, und der alten Sitte gemäß schickten die Magnaten sich an ihre Schlösser und Städte zu verlassen, um irgend eins der schönen heimatlichen Bäder zu besuchen.

Auch Helena Brinhi sollte mit ihrem Vater und ihrem Bruder Balthasar, dieser alten Sitte gemäß, jetzt ihren bisherigen Wohnort verlassen und einige Monate in den Bädern von Trenscin verleben. Man hatte dort mit den Freunden von nah und fern ein freudvolles Rendezvous verabredet, und zu Festlichkeiten aller Art waren schon im voraus alle Pläne entworfen. Graf Brinhi selber wollte dort in allem Glanze seines Ranges auftreten, und sich mit einem zahlreichen Gefolge von Dienerschaft nach Trenscin begeben. Seine schöne junge Tochter Helena sollte den befreundeten Magnatenfamilien jetzt zum ersten Male vorgestellt, sollte als Dame in die große Gesellschaftswelt eingeführt werden, der man sie bis jetzt fern gehalten. Der Graf hatte daher den Frauen



feiner Tochter es zur Pflicht gemacht, Sorge zu tragen, daß die junge Comtesse immer in reicher und geschmackvoller Toilette erscheinen könne. Die schönsten Stoffe und Gewänder waren deshalb aus Paris verschrieben worden, alle Familien-Brillanten, der reiche, prachtvolle Juwelenschmuck ihrer Mutter war der jungen Comtesse übergeben worden.

Helena indessen hatte alle diese Herrlichkeiten mit einem seltsamen Lächeln und mit fast trauriger Miene entgegengenommen, und wie jetzt am Abend vor ihrer Abreise ihr Vater in ihr Gemach eintrat, um ihr eine so eben aus Paris angelangte Cassette mit den wundervollsten Spitzen und Blumen zu überreichen, ward ihr schönes Gesicht noch trüber, legten sich noch tiefere Schatten über ihre Stirne.

Du freust Dich nicht? fragte der Graf lächelnd. Ich bringe Dir da Dinge, wohl im Stande jedes junge Mädchen zu erfreuen, und Du lächelst nicht einmal? —

Helena hob ihre großen, dunklen Augen mit einem seltsamen Ausdruck zu ihrem Vater empor. Ich bin eben kein junges Mädchen, sagte sie ernst, ich bin die Tochter meines Vaterlandes, und da diese meine Mutter traurig und unglücklich ist, so sehe ich nicht wohl ein, wie es sich für mich ziemen kann, in

glänzender Toilette, geschmückt mit Blumen und Spitzen, in modischen hellen Seidenkleidern einher zu rauschen. Hast Du nicht oft selber die unpatriotischen Magnatentöchter getadelt, mein Vater, welche lachen und fröhlich sein, und sich schmücken könnten, während ihr Vaterland in Trauerschleiern klagte und weinte? Bin ich denn jetzt keine gute Patriotin mehr, und will mein Vater mich strafen mit diesen Blumen und Spitzen, diesen Kleidern und Brillanten? Sage mir, mein theurer Vater und Herr, habe ich Deine Gunst und Dein Vertrauen verscherzt? Hältst Du mich nicht mehr für würdig, Theil zu nehmen an Deinen Schmerzen und Kummernissen? Bin ich nur noch eins jener gedankenlosen, oberflächlichen jungen Mädchen, die man wie müßiges Spielzeug behandelt, und sie behängt mit allerlei Lappen und Flitterwerk? Oh, antworte mir, mein Vater, sag' mir, womit ich es verschuldet habe, so behandelt zu werden?

Graf Zrinhi schaute mit zärtlicher Bewunderung in das schmerzvoll zuckende, glühende Angesicht seiner Tochter, und da er sah, daß ihre Augen voll Thränen standen, neigte er sich zu ihr nieder und küßte diese Thränen aus ihren Augen fort.

Helena, sagte er feierlich, Ungarn wird Dir für jede dieser Thränen einst dankbarer sein, als wären es

die kostbarsten Perlen, mit denen Du die Krone des heiligen Stephan beschenkt hättest.

Du antwortest mir nicht, mein Vater, Du weichst mir aus? fragte sie angstvoll bebend.

Nein, Helena, ich will Dir antworten, ich will Dir eine Geschichte erzählen, und wenn Du sie verstehst und ihren Sinn begreifst, so liegt darin meine Antwort, und ich werde daran erkennen, daß meine Helena in ihrem großen und reinen Herzen das edelste und schönste Verständniß der Wünsche und Absichten ihres Vaters trägt.

Erzähle mir Deine Geschichte! rief Helena glühend. Komm, setze Dich auf den Divan, und mich laß hier auf dem kleinen Tabouret zu Deinen Füßen sitzen, wie ich so oft als Kind gethan, wenn Du mir erzähltest von der Größe und den Glanztagen Ungarns, von der Macht unserer Könige und unsers Volkes, aber auch von den Tagen der Schmach und der Erniedrigung.

Sie drängte den Grafen auf den Divan nieder, und auf das Tabouret zu seinen Füßen niedergleitend stützte sie ihre schönen weißen Arme auf die Kniee ihres Vaters, und ließ ihr Haupt auf ihren Händen ruhen.

Setzt, Vater, erzähle mir Deine Geschichte, sagte sie mit ernstern Blicken zu ihm aufschauend.

Der Graf streichelte mit einem Ausdruck inniger Zärtlichkeit ihre rosigen Wangen, ihr dunkel glänzendes Haar, das in schweren Locken über ihren Nacken niederrollte.

Du wirst in Trenscin jetzt die ersten und edelsten Frauen Ungarns kennen lernen, sagte er nach einer Pause. Du wirst dort der schönen, erhabenen Gemahlin meines Freundes, des Grafen Wesselénhi, vorgestellt werden, und sie hat mir versprochen, Dir eine mütterliche Freundin und Rathgeberin sein zu wollen. Aber um die edle Gräfin recht zu würdigen und zu verstehen, um ihr all die Achtung und die Liebe zu weihen, welche sie in so hohem Maße verdient, mußt Du ihr edles Sein und Denken zu würdigen verstehen. Kennst Du die Geschichte der Gräfin Sophie Wesselénhi?

Nein, ich kenne sie nicht, Vater. Man hat mir immer nur gesagt, daß sie eine der edelsten und heldenmüthigsten Töchter Ungarns sei, nichts weiter.

Höre also, Helena, ich will Dir die Geschichte der Gräfin Sophie Wesselénhi erzählen. Sie war schon vor ihrer Vermählung mit meinem Freunde vermählt gewesen, und mit siebzehn Jahren schon war sie die Witwe

des Grafen Szécsi geworden. Er hatte sie sehr geliebt, denn er wußte wohl, daß sie, treu den Ueberlieferungen ihrer Familie, eine ebenso eifrige Protestantin, als treue, unerschütterliche ungarische Patriotin sein und bleiben werde, und er hatte sie daher auch zur alleinigen Erbin seines Vermögens und seiner Güter eingesetzt. Szécsi Maria war somit auch die Herrin der Feste Murány geworden, und sie hatte in die erkaltende Hand ihres sterbenden Gemahls geschworen, daß sie die stolze Feste niemals dem Feinde übergeben, daß sie dieselbe bis zu ihrem letzten Tropfen Blutes vertheidigen, und nimmer es dulden wolle, daß die deutschen Söldlinge in diesen Hort der altungarischen Freiheit sich einnisten sollten. — Szécsi Maria hielt ihren Schwur. Es war in den Tagen des edlen und tapfern Georg Rákóczy, und um ihn scharten sich die Protestanten von Ungarn und Siebenbürgen zum Kampf gegen den katholischen Ferdinand. Auch Szécsi Maria nahm thätigen Antheil an dem Kampf. Tapfer wie ein ungarisch Weib, freudigen Muthes wie eine gottergebene Märtyrerin, wollte sie die Gefahren Ungarns, die Glaubenskämpfe der bedrängten Protestanten theilen, und um vor der ganzen Welt Zeugniß abzulegen von ihrer Gesinnung, nahm sie eine Abtheilung des Heeres von Georg Rákóczy in die

Festung Murány auf. Aber sie machte es sich zur ausdrücklichen Bedingung, daß sie auch über diese, wie über ihre eigene Besatzung, den unbedingten Oberbefehl erhalte. Der edle Fürst Rákóczy bewilligte ihr diese Bedingung gern, denn er kannte ihren erhabenen und heroischen Sinn, er wußte, daß Szécsi Maria allen Landestöchtern ein glänzendes Beispiel sein würde. Szécsi Maria war und blieb also der Kommandant und Oberbefehlshaber von Murány, und mit unermüdlichem Eifer befestigte sie die starke Weste. Die königlichen Streitkräfte indeß, unter Anführung Paul Esterhazy's, näherten sich immer mehr; schon hatten sie überall auf den Ebenen die Unseren besiegt und in die Flucht geschlagen, aber sie erkannten wohl, daß, um ihren Sieg entscheidend zu machen, sie vor allen Dingen diese starke Festung Murány, die den ungarischen Kämpfern den Rücken deckte, erobern mußten. Während daher Paul Esterhazy mit den königlichen Truppen in der Ebene weiter vordrang und die Truppen des Fürsten Georg Rákóczy unablässig verfolgte und bekämpfte, beorderte er eine Abtheilung seiner Truppen gen Murány, um vor allen Dingen diese Schutzmauer der Patrioten in ihre Gewalt zu bekommen. An der Spitze dieser entsandten königlichen

den Truppen, die gegen die Festung Murány aus-  
zogen, stand der Graf Wesselényi Ferenz.

Graf Wesselényi Ferenz? rief Helena erglühend.  
Doch nicht derselbe Graf Wesselényi, der jetzt Dein  
Freund und Vertrauter ist?

Derselbe, Kind! Seine Augen waren damals noch  
nicht dem Lichte der Wahrheit und der Erkenntniß  
des Guten geöffnet, er meinte damals noch, es hieße  
dem Vaterlande dienen, wenn er es zum Gehorsam  
und zur Unterwürfigkeit gegen den Kaiser und König  
Ferdinand zurückführe. Er war ein königlicher, und  
er war Katholik, er nahm daher gern die über-  
tragene Sendung an. Er zog mit den königlichen  
Truppen gen Murány. Doch als er der hohen Veste  
inne ward, als er sie wie eine Krone der ungarischen  
Freiheit auf ihrem Felsen thronen sah, da sank ihm  
doch der Muth, und er verzweifelte daran, die Unein-  
nehmbare jemals zur Uebergabe zwingen zu können.  
Aber er wollte doch dem Vertrauen Paul Esterhazy's  
Ehre machen, und mit rastlosem Eifer wendete er  
alle Künste des Krieges, der Wissenschaft an, um die  
hohe Bergveste zu bezwingen. Aber alle diese Künste  
waren vergeblich, und wenn es den Grafen Wesse-  
lényi schon schmerzte, so viel Zeit, Blut und Geld  
an eine vergebliche Belagerung zu verschwenden,

so schien es ihm eine doppelte Demüthigung und Kränkung, daß es ein Weib war, welches die Besatzung der Festung kommandirte, daß er von einem Weibe besiegt werden sollte. Monate lang hatte die Belagerung jetzt schon gedauert, und nichts war erreicht worden, keinen Schritt war Wesselénhi vorwärts gekommen. Die Disziplin seiner Truppen begann gefährdet zu werden, die Nachrichten von den Siegen des Fürsten Rákóczy wurden immer beunruhigender und machten eine endliche Entscheidung immer wünschenswerther. Graf Wesselénhi, der es vergeblich mit der Gewalt versucht hatte, beschloß jetzt zu der List seine Zuflucht zu nehmen, und zu versuchen, ob nicht durch Ueberredung und sanfte Bitten besser und eindringlicher auf die Kommandantin von Muranthy zu wirken sein möchte, als durch Kanonenkugeln und Bomben. Er legte also eine Verkleidung an, und im Gewande eines bloßen Offiziers mit der Parlamentsflagge in der Hand erschien der General Wesselénhi vor den Thoren von Muranthy und begehrte zu der Stäfin Szecsi Maria geführt zu werden.“

„Sie wies ihn mit Verachtung zurück, nicht wahr, mein Vater?“ fragte Helena hochklopfenden Herzens, bebend vor Erwartung. „Sie nahm den Parlamentair nicht an?“



„Sie nahm ihn an, Helena, sie wollte hören, was der Bote des Feindes ihr zu sagen habe. Gar Vieles und gar Schmeichelhaftes hatte er ihr zu sagen, er hatte ihr Friedensanträge zu machen, und er machte ihr dieselben unter den vortheilhaftesten und ehrenvollsten Bedingungen.“

„Aber sie, nicht wahr, sie ging nicht auf diese Anträge ein?“

„Sie ging nicht darauf ein, sie verlachte seine Anerbietungen, wie sie vorher seine Drohungen verlacht hatte, sie stand vor ihm wie eine gottbegeisterte Heldin, und ihr Antlitz strahlte von Muth und Entschlossenheit, als sie mit einer hoheitsvollen Bewegung dem Parlamentair gebot, sofort sie und die Festung zu verlassen. Er ging, aber das Bild der Herrin von Murany trug er in seinem Herzen mit sich fort, und ihre Schönheit, ihre Anmuth und Hoheit hatten in demselben einen unauslöschlichen Eindruck zurückgelassen. Am andern Tage erschien wieder ein Parlamentair mit der weißen Flagge vor Murany. Diesmal war es nicht der verkleidete Befehlshaber Wesselenyi selbst, aber der Parlamentair brachte doch von ihm einen Brief an die Kommandantin von Murany, die schöne Szecsi Maria. In diesem Briefe bekannte Graf Wesselenyi ihr seine List, seine Verkleidung, und die glühende

Liebe, die sie in ihm erweckt. Er schwur, daß er nicht leben könne und wolle, ohne sie, welche die Herrin seines Lebens und seines Herzens geworden, er flehte Maria an, ihn zu erhören, und ihm ihre Hand zu reichen, sich ihm zu vermählen.

„Sie glaubte doch nicht an die erheuchelten Liebesworte eines Feindes?“

„Sie hatte in seinen Augen die Gedanken seiner Seele gelesen, und deshalb glaubte sie an die Wahrheit seiner Worte, glaubte um so lieber daran, als ihr eigenes Herz zu seinen Gunsten sprach. Aber sie beschloß, dennoch den kühnen Ritter, der es wagte um sie zu werben, auf die Probe zu stellen, zu sehen, ob er nicht bloß ein verliebter Thor, sondern auch ein pflichtgetreuer, loyaler Mann sei. Sie sandte daher dem Grafen Wesselenhi die Botschaft zurück: wenn sein Muth seiner Kühnheit gleiche, und wenn er wirklich mit aller Kraft seines Willens das erstrebte Glück verfolgen wolle, so solle er allein und ohne irgend Jemand etwas zu sagen, um Mitternacht zu dem nördlichen Thurm der Festung kommen. Dort werde er eine kleine Leiter angebunden finden, und auf derselben solle er hinaufklettern, bis zu dem hohen Fenster, aus welchem ihm ein Licht entgegenschimmern werde, um ihm zu sagen, daß in diesem Zimmer ihn Jemand erwarte,

um ihm entscheidende Antwort auf seinen Liebesantrag zu geben! — Es war allerdings ein gar gefährlicher und gewagter Vorschlag, den Szecsi Maria dem feindlichen Befehlshaber machte, aber er dachte nicht an die Gefahr, sondern nur daran, daß er dort oben in dem auf der Spitze des hohen Thurmes belegenen kleinen Zimmer die Antwort erhalten sollte auf seine Liebeswerbung. Heimlich schlich er um Mitternacht aus dem Lager fort und nach dem Thurm an der Nordseite der Festung hin.“

„Steil und hoch stieg der Thurm über ihm empor, aber hoch oben aus dem kleinen Thurmzimmer leuchtete das Fenster wie ein goldener Himmelsstern hernieder, und die Strickleiter hing an der Mauer. Graf Wesselenhi bedachte sich nicht länger, muthig und unverzagt, tapfer wie ein Held, leichtfüßig wie eine Gazelle, kletterte er die lange schwankende Strickleiter hinan. Er wußte wohl, das geringste Schwanken, der kleinste Fehltritt mußte ihm das Leben kosten, denn er hing mit der Strickleiter an der Mauer des Thurmes über einem tiefen, gähnenden Abgrund, und wenn er fiel, so war auf dem Boden dieses Abgrundes für seinen zerschmetterten Leichnam das ruhmlose unbekannte Grab geöffnet.“

„Aber sein Fuß strauchelte nicht, seine Hand hielt sicher und fest die schwankenden, ächzenden Stricke, und er

gelangte an's Ziel, er schlüpfte glücklich durch das geöffnete Fenster in das Thurmzimmer hinein. Doch kaum hatte er dasselbe mit einem raschen Sprunge betreten, als er von kräftigen Armen gepackt, zu Boden geworfen und in Fesseln geschlagen ward. Er sah noch wie eine Thür da drüben sich aufthat, wie eine Schaar Bewaffneter in das Zimmer eindrang, dann sah er nichts mehr, denn man verhüllte ihm mit einer schwarzen Binde die Augen. Da auf Einmal rief eine rauhe Männerstimme in sein Ohr: „Herr Ritter, List ist erlaubt in der Liebe wie im Kriege, denn die Liebe ist auch ein Kriegsspiel der Herzen. Ihr habt Euch waffenlos der Gewalt Eurer Feinde überliefert und sie können mit Euch thun, was ihnen beliebt. Allein die Herrin von Murany ist nicht blutgierig und grausam, sie achtet den Muth des Feindes. Sie ist daher zur Gnade geneigt, noch mehr, sie ist bereit Eure Wünsche zu erfüllen, Eure Gemahlin zu werden, und Euch zum Gebieter über sie und Murany zu machen, nur stellt sie die Eine Bedingung, daß Ihr die Sache des Königs verläßt, und Euch der Sache der Magharen, welche gegen den König kämpfen, anschließen wollt. Ueberlegt Euch dieses wohl; die Herrin von Murany bewilligt Euch eine Stunde Bedenkzeit, dann sollt Ihr entscheiden, ob Ihr leben wollt, als der glückliche und reiche

Gemahl der Herrin von Murany, oder ob Ihr sterben wollt, als der überlistete Feldherr des Königs von Ungarn.“ — Nachdem die Stimme diese Worte gesprochen, ward es still um ihm her, und Wesselényi hörte das Zuschlagen der Thür, das Klirren der vorgeschobenen Riegel, und das Enteilen der verhallenden Schritte. Aber nach einer Stunde hörte er wieder das Klirren der Riegel, das Oeffnen der Thür, und dieselbe Männerstimme, welche zuvor zu ihm gesprochen, tönte jetzt wieder an sein Ohr. Diese Stimme sagte: „Entscheidet Euch, Graf Wesselényi, wollt Ihr leben, treu Eurer Dame; wollt Ihr sterben, treu Eurem König?“ — „Ich kann nicht leben als ein Verräther!“ rief Wesselényi stürmisch, „kann durch Verrath mir kein Glück erkaufen. Besser sterben, als verrathen.“ — Und kaum hatte er's gesagt, da fiel die Binde von seinen Augen, und vor ihm stand die Herrin von Murany, die schöne Szecei Maria. Sie war herrlich geschmückt, ein langes, weißes Atlasgewand floß an ihrer edlen, hohen Gestalt nieder, goldene Spangen und funkelnde Brillanten umschlossen ihren Hals und die schönen entblößten Arme, ein Kranz von weißen Rosen über der Stirne, von einem brillantenen Diadem zusammengehalten, prangte auf ihren schwarzen Locken, und von demselben hernieder fiel ein langer Spizen-

schleier über den Nacken bis zur Erde hin. Geblendet von dieser glänzenden Erscheinung, die vor ihm stand wie ein Engel des Himmels, sank Wesselényi in ehrfürchtiger Anbetung auf seine Kniee nieder. Maria aber schaute ihn an mit strahlenden Augen und einem wunderholden Lächeln.“

„Ihr habt die Probe gut bestanden, mein edler Ritter,“ sagte sie, dem Grafen ihre Hand darreichend. „Nehmt diese Hand, und mit ihr Alles, was ich habe, denn Eure Standhaftigkeit und Treue haben mein Herz besiegt. Halte mir die Treue, wie du sie deinem Könige gehalten hast, und die Kommandantin von Muranji wird den Grafen Wesselényi gern als ihren Sieger anerkennen.“ Sie hob ihn auf, und duldete es, daß er den Brautkuß auf ihre Lippen drückte. Dann aber trat sie zurück und deutete auf den Priester hin, der hinter ihr gestanden, und dessen Stimme Wesselényi heute schon zweimal vernommen. „Jetzt sollt Ihr seine Stimme zum dritten Mal vernehmen,“ sagte Maria lächelnd. „Die beiden ersten Male hat der gute Herr Pfarrer zu Euch gesprochen im Namen der Kommandantin von Muranji, jetzt aber wird er zu Euch sprechen im Namen Gottes, und im Namen Gottes wird er die Gräfin Szecsi Maria in die Gattin des Grafen Wesselényi umwandeln.“ Und also geschah es, denn in

selbiger Nacht fand in der kleinen Kapelle von Murany die feierliche Trauung der schönen Maria mit dem Grafen Wesselényi statt. \*) Das ist die Geschichte von dem Grafen Wesselényi und der schönen Szecefi Maria, welche du jetzt im Bade Trencsin kennen lernen wirst.“

„Aber du bist noch nicht ganz zu Ende mit deiner Geschichte, nicht wahr?“ fragte Helena lächelnd, „du hast mir noch nicht gesagt, was weiter geschah, und ob nun Maria, die muthige Herrin von Murany, darein willigte, daß eine deutsche Besatzung des Königs von Ungarn in die Festung gelegt ward, und ob sie freiwillig jetzt den König von Ungarn als Oberherrn anerkannte?“

„Sie war in der That klug genug, dies zu thun,“ sagte der Graf leise mit dem Kopfe nickend, „sie willigte ein, daß eine deutsche Besatzung nach Murany kam,

---

\*) Die Geschichte der schönen Kommandantin von Murany ist vielfach von Dichtern und Schriftstellern zu Gedichten und Romanen benutzt worden, sogar schon des Ruhmes durfte Maria sich erfreuen, daß dies noch während ihres Lebens geschah; denn das gefeierte Gedicht „Murányi Venus“ von Göngghöft erschien schon einige Jahre nach jener romantischen Begebenheit. Maria belohnte den Dichter dafür mit wahrhaft fürstlicher Freigebigkeit; sie machte ihm ein schönes Landgut zum Geschenk.

sie übergab die Festung dem General des Königs von Ungarn, ihrem Gemahl. Aber sie forderte von ihm, daß er, zum Dank dafür, vier Monate Urlaub nehmen, und ganz still mit einer jungen Gemahlin auf Muran leben sollte. Der König von Ungarn, Kaiser Ferdinand, bewilligte diese Forderung der überwundenen Kommandantin von Muran, und zum Dank dafür, daß der Graf Wesselenhi auf so originelle Art die uneinnehmbare Feste zur Uebergabe gezwungen, bewilligte er ihm den begehrten Urlaub von vier Monaten. Nach dieser Frist aber sollte der Graf sein Schwert wieder aufnehmen, und weiter kämpfen für seinen Herrn und Kaiser gegen seine Landsleute, die Magyaren.“

„Der Herr König und Kaiser mußte also gar nicht, welche Gewalt ein Weib auf den Mann ausübt, den sie liebt?“ — fragte Helena, — „er berechnete nicht, daß in vier Monaten die überwundene Kommandantin von Muran die Siegerin ihres Besiegers sein würde?“

„Was meinst du, Kind?“

„Ich meine, als die vier Monate zu Ende waren, da hatte die schöne Maria den Grafen Wesselenhi belehrt, und aus dem General des Königs war jetzt ein eifriger Patriot geworden, der bereit war seine Kraft,



sein Blut und Leben der Sache des Vaterlandes hinzugeben.“

„Du hast's errathen, Helena,“ — sagte Graf Zrinyi feierlich. — „Der Liebe, der Ueberzeugungstreue einer ungarischen Patriotin gelang es, den mißleiteten Ungarn dem Vaterlande wieder zu gewinnen, und Graf Wesselényi, dem Dienste des Königs feierlich ent sagend, ward von dieser Zeit an der eifrigste Patriot, der muthigste Verfechter unserer Sache, das heißt, der Freiheit und Selbstständigkeit Ungarns. Und jetzt, Helena, jetzt frage ich dich: hast du meine Geschichte verstanden, weißt du, warum ich sie dir erzählte?“

Helena schaute eine Zeit lang sinnend zur Erde nieder, dann hob sie langsam ihre großen schwarzen Augen wieder zu ihrem Vater empor, und ihr Blick war strahlend und hell.

„Sagtest du mir nicht gestern, daß der junge Fürst Franz Károczy auch nach den Bädern von Trencsin kommen werde?“ — fragte sie langsam.

„Ich sagte es dir, meine Tochter.“

„Klagtest du nicht darüber, daß der Fürst ganz beherrscht werde von seiner Mutter, der katholischen Bátori Sophie, der fanatischen Anhängerin des Königs, der ergebenen Schülerin der Jesuiten? Sprachst du nicht davon, daß alle treuen ungarischen Patrioten

mit tiefem Schmerzgefühl es sahen, wie der letzte Sohn des erlauchten Fürstenhauses der Rákóczy den Ueberlieferungen seiner Familie abgewendet sei, kein Mitleidgefühl mehr habe für die Leiden und Schmerzen seines Vaterlandes?“

„Ich sagte das, und alle Patrioten sagen es mit mir, und durch ganz Ungarn geht ein Schmerzensschrei über den entarteten Sohn seiner Väter, über Franz Rákóczy, der in den Banden seiner Mutter und der Jesuiten liegt, und abgewandt ist der Sache seines leidenden Vaterlandes?“

Helena Brinhi richtete sich ernst und feierlich von ihrem Tabouret empor, und ihr Antlitz war strahlend von Entschlossenheit und Muth.

„Mein Vater,“ — sagte sie, ihre weiße kleine Hand auf die Schulter des Grafen legend und ihm ernst ins Angesicht schauend, — „mein Vater, ich weiß jetzt, warum du mir die Geschichte der Szecsi Maria erzähltest. — Ich weiß auch, weshalb wir nach Trencsin gehen, und weshalb du wünschst, daß ich dort erscheine im Glanze unseres Ranges, weshalb ich mich schmücken und prächtige Kleider tragen soll. Eine zweite Szecsi Maria soll ich werden, einen andern abgefallenen Sohn des Vaterlandes soll ich gewinnen für die heilige

Sache, nur daß er nicht Wesselényi, sondern Franz Rákóczy heißt.

Der Graf stieß einen Freudenschrei aus, und preßte das junge Mädchen, das so strahlend, so stolz und muthig vor ihm stand, fest in seine Arme.

„Gefegnet seiest du, meine Tochter!“ — rief er tiefbewegt, — „denn du hast das Herz und den Geist einer treuen Tochter deines Vaterlandes. Ja, du sollst den treulosen Sohn seines Vaterlandes der heiligen Sache wiedergewinnen, du sollst dem kämpfenden Magyharenthum einen gloriwürdigen Namen, einen Führer erobern, du sollst den Enkel des großen Georg Rákóczy des Ersten wieder zurückführen zu den Patrioten, sollst ihn den Ketten entreißen, mit welchen seine Mutter und die Jesuiten ihn umstellt haben.“

„Aber wird mir dies auch gelingen?“ — fragte sie schüchtern, — „bin ich schön genug, um die Augen des jungen Fürsten auf mich ziehen zu können? Bin ich klug genug, um ermessen zu können, welcher Mittel es bedarf, um seine Aufmerksamkeit, wenn er mir dieselbe zugewandt, auch zu fesseln? Bin ich interessant und geistvoll genug, um seine Aufmerksamkeit rege zu erhalten und auf ihn zu wirken?“

„Du bist schön, du bist klug, du bist interessant

und geistvoll,“ — sagte der Vater, sie mit zärtlichem Vaterstolz anschauend. — „Ja, dir wird es gelingen, den jungen Fürsten Franz Rákóczy der Sache des Vaterlandes wieder zu gewinnen. Sage nur, daß du es willst.“

„Ich will es! mein Vater,“ — sagte sie ernst und fest. —



## Die Vermählung.

4

~~III.~~

Es war ein glänzendes, freudenvolles Leben, welches die ungarischen Magnaten in diesem Sommer des Jahres 1666 in den Bädern von Trencsin führten. Alle Sorgen, alle politischen Kümmernisse schien man daheim gelassen zu haben, und nur dem Vergnügen, der Freude und den harmlosen Genüssen leben zu wollen. Jeden Tag gab es neue Feste, neue Zerstreungen, man tanzte die Nächte hindurch, man vereinigte sich am Tage zu Jagdpartien und Fahrten in die Umgegend, zu Dinners und Konzerten. Und der Mittelpunkt aller dieser Festlichkeiten war immer die schöne, reizende Gräfin Helena Brinhi. Ihr huldigten alle die stolzen Magyaren, um sie drängten sich alle die reichen, mächtigen Herren des ungarischen Adels, ihr galten die Serenaden, die Huldigungen, die Feste.

Sie aber, die schöne junge Gräfin, sie hatte für

Niemand ein Lächeln, ein freundliches Anblicken, ein entgegenkommendes Wort, — für Niemand, außer für den Fürsten Franz Rákóczy. Ihrer Freundlichkeit, ihrer Armuth und Hofseligkeit war es gelungen, den jungen schüchternen Fürsten seiner düstern Abgeschlossenheit, seiner trüben Isolirtheit zu entreißen, und mit Zorn und Entsetzen sah es seine Mutter, wie die schöne Komtesse Helena Brinhi, die Tochter des ungarischen Patrioten immer mehr Herrschaft gewann über das Gemüth des Sohnes, der sonst wie weiches Wachs in ihren Händen gewesen. Jetzt auf einmal zeigte er einen eigenen Willen, und dieser Wille war oft im Widerspruch mit dem seiner Mutter; aber selbst ihrem Zorn, ihrem Schelten gelang es nicht mehr, den Sohn zur Unterwerfung zurückzuführen. Der junge Adler war sich der Kraft seiner Schwingen bewußt geworden, sein blöder Blick hatte plötzlich die Stärke gefunden, sich zur Sonne emporzuheben, und er wollte sich jetzt nicht mehr eingengen lassen in den Käfig der Unterthänigkeit, in welchem die mütterliche Autorität ihn bis dahin festzuhalten verstanden. Er wollte sein Schwingen entfalten, er wollte das Glück, das Leben, die Freiheit genießen, er wollte in ungehindertem Flug sich aufschwingen zur Sonne.

Diese Sonne, welche auf einmal über ihm aufge-

gangen, diese Sonne, das war die Liebe. Ja, Franz Rákóczy liebte die schöne Helena Brinhi, er war nur glücklich, nur heiter und zufrieden in ihrer Nähe, und unbekümmert um das Grollen seiner Mutter, eilte er mit jedem neuen Morgen zum Grafen Brinhi, um sich die Erlaubniß zu erbitten, den Tag über Theil nehmen zu dürfen an den beabsichtigten Vergnügungen und der Kavalier seiner Tochter zu sein.

Graf Brinhi empfing den jungen, kaum einundzwanzigjährigen Fürsten stets zugleich mit dem sanften Wohlwollen eines Vaters, und der dienstbarsten Ehrfurcht eines Untergebenen, er willigte mit Freuden darein, daß Franz Rákóczy der Kavalier seiner Tochter sei, nur bat er um die Erlaubniß, mit seinen Freunden die Gesellschaft des Fürsten mit genießen zu dürfen, und Theil zu haben an den Vergnügungen, welche Helena und Franz verabreden möchten.

So ward Franz Rákóczy nach und nach der tägliche Genosse der frühern Freunde und Anhänger seines Vaters, und um ihm den Beweis zu geben, wie sehr sie ihm vertrauten, sprachen sie vor ihm ganz unverbohlen von ihren Plänen und Hoffnungen für die Zukunft, von den Rüstungen, welche sie heimlich und in der Stille vorgenommen, um bald mit einer starken, kriegsbereiten Armee die deutschen Schaaren des Kö-

nigs von Ungarn aus dem Lande vertreiben zu können. Und wenn der junge Fürst Franz Rákóczy alsdann an der Seite Helena's sich befand, so hörte er sie mit Begeisterung sprechen von den großen Tagen, welche gewesen, von der stolzen Ruhmeszeit Ungarns, von den Heldenthaten Georg Rákóczy's des Ersten.

Eines Tages unterbrach er sie mitten in ihren poetischen Rückerinnerungen, in ihren begeisterten Hymnen auf das Vaterland, indem er ganz Blut und Begeisterung, selber zu ihren Füßen niederkniete, und sie um ihre Liebe anflehte.

Helena schaute ihn an mit einem langen innigen Liebesblick. „Ich kann nur einem Jüngling die Hand reichen,“ sagte sie, „der sein Vaterland liebt, wie ich es liebe, der bereit ist sein Blut und Leben, sein Hab und Gut hinzugeben für das Vaterland, für die Freiheit und Selbstständigkeit Ungarns.“

„Ich bin dazu bereit!“ rief der junge Fürst glühend, „sage, daß du mich liebst, Helena, und mein Blut und Leben, mein Hab und Gut, mein Name und meine Treue gehört dem ungarischen Vaterlande.“

Helena neigte sich zu ihm nieder und drückte einen Kuß auf seine Stirn. „Ich liebe dich,“ hauchte sie leise. Und sie ließ es geschehen, daß Franz Rákóczy emporsprang und sie in seine Arme schloß.



Am nächsten Tage fand die feierliche öffentliche Verlobung des jungen Paares statt, denn die Mutter des Fürsten hatte es nicht gewagt, dem so ernst und fest ausgesprochenen Willen ihres Sohnes zu widersprechen, sie hatte ihren Groll, ihren Zorn zurückgedrängt in ihr Herz, und es über sich gewonnen, mit einem Lächeln auf der Lippe zu Helena Brinhi zu gehen, um sie zu begrüßen als ihre geliebte Tochter, um ihrem Vater die Hand zu reichen, und ihn ihrer herzlichen Einwilligung zu versichern.

Franz Rákóczy hatte das Mittel gefunden, seine stolze und herrschsüchtige Mutter zur Nachgiebigkeit und Freundlichkeit zu zwingen. Er hatte zu ihr gesagt: „Ich bin der Erbe meines Vaters, und seine Festungen sind die meinen. Willigt meine Mutter nicht in meine Vermählung, so kommt es schon jetzt zu einem öffentlichen Bruch, nicht bloß zwischen mir und ihr, sondern auch zwischen mir und dem König. Ich verbinde mich mit den ungarischen Patrioten, und vereint mit ihren Schaaren verjage ich aus meinen vier Grenzfestungen die deutschen Besatzungen, die nicht ich darin aufgenommen, sondern die meine Mutter während meiner Unmündigkeit darin beherbergt hat. Jetzt aber, da ich mein einundzwanzigstes Jahr zurückgelegt habe, bin ich mündig, und ich werde dem König von Ungarn öffent-

lich den Beweis davon geben, daß ich nicht so loyal bin, wie meine edle, vielgeliebte Mutter. Ich werde aber außerdem noch einen persönlichen Kummer zu überwinden haben, denn da meine Mutter mir ihre Einwilligung zu meiner Vermählung versagt, werde ich zu meinem Bedauern ohne den Segen meiner Mutter mit meiner Braut zum Traualtar gehen, und es wird mir nicht gegönnt sein, mit meiner geliebten Mutter wie bisher in friedlicher Gemeinschaft zu leben. Sie wird es natürlich verschmähen, mit der unwillkommenen Schwiegertochter und dem verstoßenen Sohne in Munkacs zu leben, wo ich mit meiner Gemahlin residiren werde, und mein theure Mutter wird sich daher beeilen Munkacs zu verlassen, und sich auf einen ihrer Witwensitze zurückzuziehen. Ach, all diese Kummernisse und Unbequemlichkeiten könnten vermieden werden durch ein einziges kleines Ja, aber meine Mutter will es nicht sprechen, und darum werde ich mit dem König und mit ihm vor der ganzen Welt nun den Zwist und Streit beginnen müssen, so weh dies auch meinem Herzen thut. Aber die Verhältnisse zwingen mich dazu. Ich kann mich den Wünschen meiner Mutter nicht unterordnen, ich kann Helena Brinji nicht entsagen, denn ich liebe sie!“

Diese feste, entschiedene Sprache ihres Sohnes

hatte Sophie Bátorj zur Nachgiebigkeit, zur Ueberlegung gezwungen. Sie hatte erkannt, daß sie im Begriff war, für immer und unwiederbringlich den Einfluß auf das Gemüth ihres Sohnes zu verlieren, wenn sie jetzt in offenen Widerspruch mit ihm träte. Sie fürchtete vor allen Dingen den öffentlichen Eklat, und die Drohung ihres Sohnes, daß er die deutschen Besatzungen aus seinen vier Grenzfestungen verjagen wolle, erschreckte sie fast noch mehr als der Gedanke, daß sie Munkacs verlassen solle, um der neuen jungen Herrin zu weichen.

Nur durch fluge Nachgiebigkeit, dessen war sich Sophie Bátorj wohl bewußt, konnte sie noch hoffen, für die Zukunft ihren Einfluß wieder zu gewinnen, und es vielleicht noch vermeiden, daß ihr Sohn öffentlich die Partei der Unzufriedenen ergreife, und sich auflehne gegen seinen König und Herrn. Nur durch anscheinendes Eingehen in seine Pläne konnte sie es erreichen, neben der aufgedrungenen Schwiegertochter in Munkacs zu bleiben, und dann konnte wohl einmal der Tag kommen, wo Helena Brinhi die Bedeutung des ungarischen Gesetzes kennen lernen konnte, welches die Schwiegertochter unter die Botmäßigkeit ihrer Schwiegermutter stellte.

Das Alles überlegte die fluge Witwe Georg Rá-

Kóczy's, und sie handelte darnach. Sie gab ihrem Sohn nach einem Tage des Zauderns und Nachdenkens mit lächelndem Munde ihre Einwilligung, sie begab sich in feierlichem Aufzuge nach der Wohnung der Braut, um sie zu begrüßen als künftige Tochter, und sie zeigte dem Grafen Zrinhi so viel freundliches, herzliches Entgegenkommen, daß dieser sogar seine Abneigung und sein Mißtrauen entwaffnet fühlte, und an eine Sinnesänderung der so streng katholischen, so fanatisch royalistischen Gräfin glaubte.

Jetzt auf einmal sah er sie in zwangloser Vertraulichkeit verkehren mit ihm und seinen Freunden, sah sie theilnehmen an all den Festen, mit denen die Patrioten die Verlobung der Gräfin Helena Zrinhi mit dem Fürsten Rákóczy feierten.

Ließ sie sich täuschen von diesem Vorwand? Glaubte die Kluge, in Intriguen wohlerfahrene Fürstin Sophie Rákóczy wirklich, daß alle diese Feste nur stattfänden zur Verlobungsfeier, daß alle diese Magharen, von denen man wußte, daß sie in offenem Widerspruch standen zu dem König und Kaiser, daß alle diese nur nach Trencsin kämen, um dem Grafen Zrinhi und dem jungen Brautpaar ihre Glückwünsche darzubringen? Schaute sie nicht hinter diese glänzende, lachende Maske, und sah den ernststen Trog, der sich dahinter verbarg?

Ahnte sie nicht, daß diese Gratulanten noch einen andern Charakter hatten, daß sie Verschworne waren, die nach Trencsin gekommen, um während der rauschenden Feste und unter dem Schall der Tanzmusik mit dem Grafen Zrinhi und den andern hohen Häuptionern der Verschwörung ihre Verabredungen zu treffen?

Kein Zug ihres stolzen und undurchdringlichen Angesichts verrieth, ob Sophie Bátorý den eigentlichen Zweck dieser Feste kenne oder ahne, nicht die leiseste Andeutung oder Warnung entschlüpfte ihr. Sie war und blieb heiter, sorglos, voll freundlicher Güte gegen die schöne Braut, voll zärtlicher Sorgfalt für ihren Sohn, zu dem sie nicht müde ward über die Liebenswürdigkeit und den Geist des Grafen Peter Zrinhi voll emphatischer Anerkennung zu sprechen. Besonders schien sie erfreut, daß der Graf Zrinhi, sowie seine Tochter, der katholischen Kirche angehörten, und sie gestand ihrem Sohn, daß sie daraus die sichere und freudige Hoffnung schöpfe, daß er treu seiner neuen Religion, der allein seligmachenden Kirche sein werde.

Franz Rákóczy, gerührt über die gütewolle Nachgiebigkeit, die sich selbstverläugnende Liebe seiner Mutter, wollte ihr durch zuvorkommendes Eingehen auf alle ihre Wünsche mindestens seine Dankbarkeit bezeigen, und am Tage seiner Vermählung mit Helena Zrinhi

erbat er es sich von seiner Mutter als besondere Gunst, daß sie fortan in Munkacs residire, während er mit seiner jungen Gemahlin abwechselnd in Matovicz und Munkacs seinen Wohnsitz nehmen wolle. Sophie nahm dieses Erbieten ihres Sohnes mit sichtbarer Freude an, und erbat es sich lächelnd von ihm als Hochzeitsgeschenk, daß er sie immer während seiner Abwesenheit von Munkacs als Kommandantin schalten und walten lasse, und jedesmal bei seiner Abreise an die Bejagung einen Tagesbefehl erließe, in welchem er ihr geböte, seiner Mutter zu gehorchen, wie ihm. Franz Rákóczy gewährte arglos und vertrauensvoll seiner Mutter diesen Wunsch, und derselbe schien ihm so unwichtig und bedeutungslos, daß er es nicht einmal der Mühe werth hielt, ihn seiner jungen Gemahlin mitzutheilen. Es war eine ehrgeizige Spielerei seiner Mutter, weiter nichts, wozu also davon weiter sprechen? Was kümmerte es ihn, den glücklichen jungen Gatten, der mit seinem schönen jungen Weibe die selige Zeit der Honigmonate in Schloß Matovicz verlebte, was kümmerte es ihn, ob seine Mutter während der Zeit in Munkacs die Herrin spielte, und sich mit einem Schein der Macht und Größe umgab, die sie doch zu jeder Stunde, wann er kam, an ihren Sohn abtreten mußte?

Was kummerten alle diese irdischen Dinge, diese Welthandel den jungen Fürsten, der nur lebte und athmete im Anschauen seines jungen Weibes, dem die ganze Welt hinabgesunken schien in das Meer des Vergessens, und der sein Schloß Matovicz die Insel der Glückseligkeit nannte, die allein von der ganzen Welt übrig geblieben war!

Was außer der Insel der Glückseligkeit sich begab, das kümmerte ihn gar nicht, den liebestrunkenen Mann, das hatte für ihn gar keinen Werth, keine Bedeutung mehr! Nur von seiner Liebe und von seinem Glück hatte er seiner Helena zu erzählen, und wenn er mit ihr Pläne für die Zukunft entwarf, so waren es nur Pläne, die ihr persönliches Glück betrafen.

Anderseits aber dachte und empfand seine junge Gemahlin Helena. Sie auch liebte den jungen Gemahl, sie wollte für ihn und für sich eine stolze, strahlende Zukunft, sie wollte durch ihn das Vaterland frei und glücklich machen, und den Fürsten Matovicz an die Spitze desselben stellen. Sie liebte den Gemahl nicht bloß um seiner Person, sondern auch um der Hoffnungen willen, die sie auf seinen Namen setzte. Obwohl so jung, kaum sechzehnjährig, obwohl so schön und gefeiert, obwohl umgeben von Glanz und Reichthum, war der Sinn der jungen Fürstin doch nur mit ernstern und ehrgeizigen

Gedanken beschäftigt, hatte sie in ihrem Herzen einen Altar errichtet, auf welchem neben den Flammen irdischer Liebe die heiligen Feuer der Vaterlandsliebe glühten.

Wie aber sollte sie es beginnen, um auch in das Herz des Geliebten dieses heilige Feuer zu ergießen? Und gab es ein Mittel, um den schwärmerischen Träumern zu wecken aus diesem Halbschlummer, mit welchem die Liebe und das Glück seine Energie und Thätigkeit eingelullt hatten, um sein entzücktes Auge von dem in Jugend und Schönheit strahlenden Angesicht der Geliebten hinzulenken auf das trauernde, düstere Angesicht des Vaterlandes?

Helena hatte es oft schon vergebens versucht, den jungen Gemahl aus der süßen Behaglichkeit des Glückes emporzurufen zu ernster Thätigkeit, und ihn die mahnende Stimme des Vaterlandes hören zu lassen. Aber Franz hatte der schönen Mahnerin immer wieder mit seinen Küssen den Mund verschlossen, und ihren Mahnungen hatte er geantwortet mit seinen Liebesbetheuerungen.

Da, nach kaum einem Jahre ihrer jungen Ehe, kam das Schicksal selber den Bemühungen und Wünschen der jungen Fürstin zu Hülfe, und weckte ihren Gemahl



mit einer schreckenvollen Trauerkunde aus seiner Sorglosigkeit und seinem Glücke.

Graf Wesselenhi, der abgefallene General des Königs, der Gemahl der Heldin Szecefi Maria, Graf Wesselenhi war plötzlich gestorben. An der Seite seiner Gemahlin bei einem Gastmahle, das er auf Muranah seinen Freunden gegeben, war er plötzlich todt zusammengesunken, und alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß sein Tod kein natürlicher gewesen, sondern daß er auf gewaltsame Weise bewirkt worden.

Wer hatte die finstere That vollbracht? Wer hatte sie befohlen? Das war die Frage, welche seine Freunde beschäftigte. War es bloß eine That der Rache und Vergeltung, weil der Graf seinem Eide und seiner beschwornen Pflicht ungetreu, aus einem General des Königs sich plötzlich in einen Freund und Genossen der Unzufriedenen und protestirenden Magharen verwandelt hatte? Oder war es eine Warnung, die man allen Denen entgegenschleuderte, welche mit Wesselenhi im Bunde gewesen?

Er war nicht bloß der Theilnehmer, sondern das Haupt eines Bundes gewesen, er hatte an der Spitze jener großen Verschwörung gestanden, welche wie eine große, unsichtbare Schlange sich durch ganz Ungarn und Siebenbürgen dahin schlängelte und aus den Ge-

waltthätigkeiten der Strenge und Unduldsamkeit der Beamten des Königs immer neue Nahrung sog. Diese Verschwörung war so zu einer Macht herangewachsen, die es wohl wagen konnte den Kampf zu beginnen, einen neuen Versuch zu machen, die Königlich, die Deutschen mit Gewalt zu vertreiben, und den goldenen Traum der Magnaren, das freie, selbstständige Wahlkönigreich Ungarn wieder herzustellen.

Dieser Kampf hatte jetzt beginnen sollen, so hatten es die Häupter der Verschwornen, an deren Spitze Graf Wesselényi gestanden, beschlossen. Alles war vorbereitet zu einem Ausbruch, überall waren die Parolen ausgetheilt, die nöthigen Ordres gegeben, und die durch ganz Ungarn vertheilten Häupter der Verschwornen warteten nur auf das Signal, um aller Orten gleichmäßig den Kampf beginnen zu können. Auch der jetzige Fürst von Siebenbürgen Apafy war der Freund und Theilhaber dieser Verschwörung, und er hatte für dieselbe nicht bloß seine persönliche Mitwirkung zugesichert, sondern auch versprochen, den Aufständischen die Hülfe und den Beistand der Pforte zu verschaffen.

Und jetzt, da alle diese großartigen und gefährlichen Pläne eben zur That werden sollten, jetzt ward das Haupt aller dieser Pläne von einem jähen und rath-

selhaften Tode, dem keine Krankheit voranging, dahingerafft!

Aber die Verschwornen richteten sich bald wieder empor aus der Betäubung und dem ahnungsvollen Schrecken, der dieses finstere und unerwartete Ereigniß auf sie ausgeübt.

Graf Wesselényi war todt, es mußte also die Oberleitung, kraft der darüber angenommenen Bestimmungen, an Denjenigen übergehen, der nach ihm der erste Lenker der Verschwörung gewesen.

Dieser Erste, dieses zweite Haupt des gefährlichen Bundes war der Graf Peter Zrínyi. Jetzt, da Wesselényi todt, ging die Oberleitung des ganzen Unternehmens auf ihn über, und er übernahm sie mit allem Muth, aller Energie des kühnen Patrioten, des stolzen Magharen, der es zur höchsten Aufgabe seines Lebens gemacht, dem Vaterlande die alten verbrieften Freiheiten früherer Tage wieder zu erringen, gleichviel durch welche Mittel, und auf welchem Wege.


Er fühlte, daß es jetzt darauf ankomme, Alles zu wagen, und daß man mit Energie und Entschlossenheit vorwärtsgehen, nicht einen Moment aber zaudern und stillstehen müsse. Deshalb durfte auch sein Schwiegersohn Franz Rákóczy nicht mehr verharren in der müßigen Ruhe seines Liebesglückes, er mußte

ein thätiger Theilnehmer sein an den gefährlichen Unternehmungen und Plänen, die alle angesehenen ungarrischen Edelleute beschäftigte.

Graf Peter Brinhi ging daher offen und rückhaltslos zu Werke, er machte den jungen Fürsten zum Vertrauten aller Pläne der Verschwornen, er theilte ihm im Beisein seiner Tochter Helena alle ihre Absichten, ihre Wünsche mit, er forderte ihn auf, Theil zu nehmen an dem großen Bunde der Vaterlandsbefreier, und ihre Gefahren, aber auch ihre Triumphe zu theilen.

Neben ihrem Vater stand Helena, und sie schaute den Geliebten an mit strahlenden Augen voll unaussprechlicher Beredsamkeit, sie grüßte ihn mit ihrem holdesten Lächeln, sie reichte ihm mit einem begeisterten, leuchtenden Blick die Hand dar, und rief mit der flammenden Glut ihres Enthusiasmus: „Es ist dein Vaterland, welches zu dir fleht! Erobere dir das Erbe deiner Väter, den Thron von Siebenbürgen. Erobere dir den alten Glanz deines Hauses, den Ruhm, indem du zur Befreiung Ungarns dein Blut und Leben wagst!“ Franz Rákóczy hatte nicht die Kraft und den Willen, so glühender Beredsamkeit zu widerstehen. Er zog das holde Weib in seine Arme, er reichte dem Grafen Brinhi seine Hand dar, und sagte ernst

und fest: „Ich bin Euer! Mein Blut und Leben gehört fortan dem doppelten Vaterlande, es gehört Ungarn und Siebenbürgen. Ich will Euren Ruhm und Eure Gefahren mit Euch theilen, und ob nun die Verschwörung mit dem Sieg oder mit dem Henterbeil enden wird, immer wird die Geschichte Franz Rákóczy den Ersten als Einen der Häupter der Verschwornen zu nennen haben.“



## Die Verschwörung.

Die Würfel waren also gefallen, das Geschick Franz Rákóczy's war entschieden! Er gehörte zu den Häuptern der Verschwornen, er nahm rückhaltslos die Partei der Unzufriedenen. — Sophie Bátorfy versuchte es vergebens, den Sohn wieder zurückzuführen auf die verlassene Bahn der Legalität und Gesetzlichkeit, sie zeigte ihm vergeblich die Gefahren, die ihn von allen Seiten bedrohten, die Unwahrscheinlichkeit des glücklichen Gelingens, sie bat, sie ermahnte, sie drohte, aber alles dies war fruchtlos. Die mütterliche Autorität war machtlos geworden, die Liebe hatte aus dem schwankenden und lenkbaren Jüngling einen willenskräftigen, starken Mann gemacht, die Liebe zu seinem jungen Weibe, zu seinem Sohn, hatte die Liebe und den Gehorsam zu seiner Mutter getödtet.

Sophie Bátorj zog sich weinend und grollend nach Munkacs zurück, und Franz kam nicht mehr dahin, weil er die Thränen und die Scheltworte seiner Mutter floh, er weilte mit seiner Gemahlin entweder auf einem seiner eigenen Schlösser, oder er war mit ihr in Eszathurn bei seinem Schwiegervater, dem Grafen Zrinhi.

Dort fanden die regelmäßigen Versammlungen der Verschwornen statt, dort war das große Waffen-depot für die Armee der Aufständischen, die mehr und mehr sich zu organisiren begann, dort vereinigten sich alle Drähte und Fäden, welche die große Maschine der Revolution lenkten und in Bewegung setzten.

Und endlich, nach jahrelangen Vorbereitungen waren alle Pläne gereift und zur That herangewachsen, endlich jetzt um das Jahr 1670 sollte das große Werk beginnen. Es war in der That ein riesiges Unternehmen, welches man beabsichtigte. Ungarn sollte seine vollkommene Freiheit und Unabhängigkeit wieder erhalten. Es sollte sich nicht mehr darum handeln, dem Könige von Ungarn einzelne Prärogative und Vorrechte wieder zu entreißen, nicht mehr darum, den König zu zwingen, einzelne vergessene Paragraphen der ungarischen Verfassung wieder ins Leben treten zu lassen, sondern seine ganze Macht sollte gestürzt werden, das ganze Habs-

burg'sche Königshaus sollte wie ein krankhaftes Geschwür abgestoßen werden. Ungarn sollte wieder ein freies Land werden, dem die Magyaren nach ihrer Wahl entweder einen König geben, oder es als Republik bestehen lassen konnten. Sie wollten wieder die unbedingten Herren sein in ihrem eigenen Hause, und Niemanden wollten die stolzen Magyaren das Recht fortan zugestehen, Ansprüche auf den Thron von Ungarn machen zu können. Ungarn sollte sich wieder selbst regieren, ein einiges, freies Königreich sein, es sollte sich nicht mehr unter fremden Willen beugen, nicht mehr einen Herrn über sich anerkennen und die Ausländer schalten sehen im eigenen Lande. Deshalb war das erste Bestreben, die fremden Soldaten zu vertreiben, sie aus allen ungarischen Festungen zu verjagen und diese mit ungarischen Regimentern zu besetzen.

Zu solchen großartigen Zwecken aber waren die Mittel der Magyaren allein nicht ausreichend und sie mußten deshalb schon den hochfahrenden Sinn beugen u. zu fremder Hülfe ihre Zuflucht nehmen. Zu allererst, wie gesagt, hatte man mit Apafy, dem Fürsten von Siebenbürgen, ein geheimes Bündniß geschlossen. Den Bemühungen Apafy's war es alsbald wirklich gelungen, auch die Pforte für die Absichten der Magyaren



zu gewinnen und ihnen das Versprechen wirksamer Unterstützung zu erlangen.

So sahen Alles dem Unternehmen günstig, das man Jahre lang mit so viel Eifer, Geduld und Umsicht vorbereitet hatte, so schien die Stunde der That endlich gekommen, und die Häupter der Verschwornen trennten sich jetzt nach langer Berathung, um jeder zu der ihrem Wirkungskreise bestimmten Station abzugehen und das blutige Werk zu beginnen.

Helena hatte mit ihrem Gemahl an all' diesen Verhandlungen Theil genommen, sie kannte die geheimsten Erbeskern des großen Unternehmens, sie war es sich wohlbewußt, welch' ein ungeheures Wagniß diese ganze Schilderhebung war, welche furchtbare Folgen ihr Mißlingen für ganz Ungarn und speziell für ihre eigene Familie haben werde.

Aber es war dennoch kein Zagen und Schwanken in ihr, die Begeisterung für das Vaterland war größer bei ihr und stärker, als die sorgende Liebe für den Gemahl, für den eigenen Vater und Bruder. Sie alle gingen einer gefährvollen, blutigen Zukunft entgegen, aber nicht einen Moment kam der jungen Fürstin der egoistische Wunsch, sie möchten daheim bleiben, sie möchten dem schwierigen und todeswürdigen Unternehmen entgehen. Das Vaterland rief seine Söhne, sie

druckten diesen Ruf nicht überhören, sie mußten beweisen, daß sie, sowie die ersten und größten, auch die gewerdesten und angesehensten Söhne ihrer großen angebeteten Mutter waren.

Mit strahlenden Augen, mit lächelndem Munde umarmte Helena zum langen Abschied den jungen Gemahl, der vielleicht dem Tode, sicher aber den größten Gefahren entgegenging. Sie bat ihn nicht, seiner zu schonen und auf die Erhaltung seines Lebens bedacht zu sein, sie sagte ihm nur mit leuchtendem Angesicht: „Wenn wir uns wiedersehen, wird Ungarn frei sein, und du wirst zu den Auserlesenen gehören, welche dem Vaterlande die Freiheit erkämpft haben.“

Franz Rákóczy antwortete ihr nur mit einem Seufzer und eine trübe Wolke stand auf seiner Stirn, als er das schöne junge Weib zum letzten Male umarmte. Er glaubte nicht an einen glücklichen Ausgang der Verschwörung, nicht an das Gelingen ihrer Pläne. Mit rückwärts gewandten Blicken schaute er auf die Geschichte Ungarns, auf die Geschichte seines eigenen Hauses, und die Vergangenheit schien ihm die Zukunft zu deuten. Wie oft hatten nicht die Rákóczy für die Freiheit, Selbstständigkeit und Größe Ungarns gekämpft, und wie oft waren sie nicht gescheitert, wenn nicht an der Ueberlegenheit ihrer Feinde, so an der Unant-

barkeit ihrer Freunde, an dem Wankelmuth, dem Trotz und Hochmuth der Magyaren, die bald genug Den verlassen hatten, welcher für sie alle Gefahren und Schrecknisse des Krieges erduldet hatte.

Aber es war jetzt nicht die Zeit, so trüben Bildern der Vergangenheit nachzuhängen, das rückwärts gewandte Gesicht mußte sich wenden nach vorwärts, und da stand am Eingang der gefährvollen, blutigen Zukunft die holde Lichterscheinung seines geliebten Weibes und winkte ihm zu mit glücklichem Lächeln und sang ihm die begeisterten Hymnen der Freiheit. Vor diesem Anblicke verstummten die mahnenden Stimmen in Franz Rákóczy's Brust, und Hoffnung, Energie und Thatkraft sprachen laut zu ihm von kommenden Siegen, von kommendem Glück.

So nahmen sie Beide von einander Abschied, die jungen liebenden Ehegatten, so sah Helena den Gemahl scheiden, der jetzt ausziehen sollte, sich eine große, ruhmvolle Zukunft, dem Vaterlande Freiheit und Selbstständigkeit zu erkämpfen. Ihm war die Aufgabe übertragen, Oberungarn zu besetzen und die deutschen Truppen von dort zu vertreiben, vor allen Dingen und zu allererst sie zu vertreiben aus seinen eigenen vier Festungen, aus Onod und Pataf, und Tokay und Szathmár.

Aber bevor er mit seinen ungarischen Schaaren den Kriegszug begann und die Fahne des Aufruhrs erhob, wollte er doch noch Abschied nehmen von seiner Mutter, wollte ihre Verzeihung erbitten dafür, daß er die deutsche Besatzung, welche sie zur Zeit seiner Unmündigkeit in die vier Festungen aufgenommen, jetzt aus denselben vertreiben, daß er kämpfend dem König von Ungarn entgegentreten wollte, welchem Sophie Bátorfi ihre Treue und Ergebenheit geweiht und für ihr ganzes Leben zugeschworen hatte.

Während seine Kriegerschaaren den Marsch nach Onod antraten, eilte Franz Rákóczi also nach Munkacs, seiner Mutter ein letztes Lebewohl zu sagen.

Sophie Bátorfi vernahm die Pläne ihres Sohnes mit Entsetzen und Zorn zu gleicher Zeit. Mit Thränen, mit angstgerungenen Händen, mit Scheltworten und zärtlichen Liebesversicherungen beschwor sie ihn abzustehen von dem gefährlichen Unternehmen, nicht sich selber ins Verderben zu stürzen, nicht über Ungarn den Zorn des Königs heraufzubeschwören und statt der Freiheit und Unabhängigkeit, die er erstrebte, dem unglücklichen Lande der Magyaren neue Sklaverei und schwerere Ketten zu verschulden.

Franz Rákóczi war taub gegen die Beschwörungen, die Vorstellungen seiner Mutter; er dachte, während

sie schalt, an Helena's süße Liebesworte, er sah, während sie zürnend ihm gegenüber stand, nur seines Weibes holdselig-lächelndes Angesicht vor seinem innern Auge strahlen, sie schien ihm zu winken und mit leuchtendem Blicke in die Zukunft zu schauen. Die Worte seiner Mutter hatten daher keine Gewalt über ihn, und Sophie Bátorj erkannte mit zürnendem Schmerzgefühl, daß sie den Sohn verloren, daß sein Gemüth ihr entfremdet sei, daß die Liebe zu der Mutter erkaltet war von der heißeren und glühenderen Liebe zu seinem Weibe, und daß diese den sonst so süßsamen, leicht zu lenkenden Jüngling zu einem wollenden, muthigen, thatkräftigen Manne umwandelt hatte. Er widerstand ihrem Zorn, ihren Verwünschungen, wie er ihren Thränen und ihrem Flehen widerstanden hatte, er war ohne Mitleid mit ihrem Mutterschmerz, er wagte es sogar, ihre Befürchtungen, ihre Warnungen mit geringschätzendem Achselzucken zu belächeln. Und Sophie Bátorj, in dem Schmerz ihrer Mutterzärtlichkeit bis zum Aeußersten getrieben, schleuderte in dem Zorn ihrer Liebe ihren Fluch gegen den Sohn, der es wagte ihr zu trogen, der zum Verräther werden wollte an ihrem Herrn und König.

Franz beugte sich ächzend unter der Gewalt dieses Fluches, aber sein Wille zerbrach doch nicht vor demselben. Bleich, mit Todespein im Herzen, richtete er

sich wieder empor, und von der Mutter, die farblos, bewegungslos wie eine Statue des Entsetzens, das Antlitz in Zorn und Schmerz erstarrt da stand, mit einem stummen Schmerzensblick Abschied nehmend, verließ er Muntacs, den drohenden Gefahren, dem ungewissen Kriege entgegengehend.

Indeß schien das Glück sein Unternehmen zu begünstigen und der Sache der Magyaren sich geneigt zu zeigen. Immer neue Kriegerschaaren stürmten auf seinen Ruf herbei, überall bewaffneten sich die streitbaren Männer, um ihm zu folgen, um unter einem Rákóczy zu kämpfen für die Befreiung des Vaterlandes. So zog man jubelnd, siegesgewiß vorwärts zur Belagerung von Onod und Pataf, und bald waren diese beiden Festungen besiegt und überwunden, die deutschen Besatzungen aus denselben vertrieben, und Franz Rákóczy konnte mit seinen jubelnden Schaaren einziehen in die Festungen, die nun, da die deutsche Besatzung vertrieben war, erst wieder sein völliges und unbeschränktes Eigenthum. Helena empfing diese Siegesnachrichten ihres Gemahls mit begeistertem Entzücken, sie eilte zu ihm nach Pataf, um ihm zu danken, um durch ihre Gegenwart ihn zu begeistern zu neuen Siegesthaten, ihn zu stärken in der freudigen Hoffnung des glücklichen Gelingens. Nach zwei so

glänzenden Eroberungen wie die von Omb und Pataf, durfte der junge Fürst sich wohl einige Tage der Ruhe und Erholung gönnen, zwei Tage des süßen beisammenseins mit seiner Helena, die für ihn die goldene Driflamme des Kriegsmuthes und der Begeisterung war. Dann nach diesen zwei Tagen seligen Ruhe kehrte Helena heim nach Munkacs zu ihrer Schwiegermutter; denn dort war nach der Sitte ihres Landes jetzt ihre Stelle; fern abgetrennt von dem Gemahl, trat sie unter den Schutz der Schwiegermutter, und war dieser Gehorsam und Unterwürfigkeit schuldig.

Kandzend und strahlenden Angesichts war Helena nach Pataf gekommen, aber als sie jetzt nach den zwei glücklichen Tagen es wieder verließ, war ihr Herz schwer, und wunderbare, ihr selber unerklärliche Angst bedrückte ihre Seele. Zum ersten Male war ihr Antlitz trübe, als sie von dem Gemahl Abschied nahm; zum ersten Mal standen Thränen in ihren Augen; hatten ihre bebenden Lippen kein begeistertes Siegeswort, zum ersten Mal bat sie den Geliebten seiner zu schonen, und sein Leben nicht allzu waghalsig der Gefahr auszusetzen.

War es die Ahnung nahenden Unheils, welche Helena mit der vorschauenden Kraft der Liebe plötzlich beim Abschied überwältigte, oder mußte sie, daß

nicht überall die Aufständischen so vom Glück begünstigt wurden, wie Kálóczy? Traurig kehrte sie heim nach Munkacs, während der Gemahl mit seinen Schadten auszog, um jetzt seine andern beiden Festungen, Lofat und Szathmar, zu belagern und die deutschen Truppen zu verjagen.

In der That, nicht überall war das Glück den Aufständischen günstig; die Sonne, die ihnen im Anfange geleuchtet, begann schon jetzt sich unter drohenden Gewitterwolken zu verfinstern.

Graf Zrínyi selber war es, der diese Gewitterwolken heraufbeschworen. Wie sehr er immer das Vaterland lieben, und für die Freiheit desselben glücken möchte, so hatten doch seinem Patriotismus sich minder edle und erhabene Gefühle beigemischt, und den reinen Strom der Begeisterung getrübt. Es galt ihm nicht allein Ungarn frei und unabhängig zu machen, es galt für sich selber, wie für den Gemahl seiner Tochter einen Thron zu erwerben, und am Ziel seiner Wünsche und Gefahren stand für ihn nicht die Freiheit des Vaterlandes, sondern die beiden Kronen von Ungarn und Siebenbürgen.

Er, der Graf Zrínyi, wollte die Krone von Ungarn auf sein Haupt setzen, und die Krone von Siebenbürgen wollte er seinem Schwiegersohne Franz Kálóczy



gehen. Ihm gebührte sie ja von Rechts wegen, die Rá-  
kóczy waren die berechtigten Fürsten von Siebenbürgen,  
und der Fürst Apafy, der jetzt auf dem Thron saß,  
mußte von demselben verdrängt werden. Dazu bedurfte  
es weiter nichts, als die Einwilligung der Pforte, und  
eines Machtwortes des Sultans, welches Apafy gebot,  
herniederzusteigen vom Thron, welches Franz Rákóczy  
auf denselben erhob.

Graf Zrínyi wandte sich also unmittelbar an die  
Pforte selbst, um solches Machtwort zu erlangen. Er  
knüpfte unmittelbare Verhandlungen mit der Pforte  
an, um den Fürsten Apafy zu stürzen, und Franz  
Rákóczy zu erheben.

Und dennoch, während er solche Unterhandlungen  
führte, war Fürst Apafy von Siebenbürgen der Bundes-  
genosse der ungarischen Aufständischen; mit ihm auch  
unterhandelte Graf Zrínyi, und suchte von ihm Truppen  
und Geld für den ausbrechenden Kampf zu gewinnen. Als  
Apafy sich im dienstfertigen Benehmen an die Pforte  
wandte, und sie den Ungarn zu gewinnen suchte, ent-  
hielt man ihm das zweideutige Benehmen des Grafen  
Zrínyi, und die natürliche und gerechte Folge davon  
war, daß sowohl die Pforte, wie Fürst Apafy, dem  
doppelzüngigen Grafen ihre Unterstützung versagten,  
und dem Aufstande ihren Beistand entzogen.

Graf Brühl hütete sich wohl, den Verschwornen und Kampfgenossen diese niederschmetternde Kunde mitzutheilen; vielmehr gab er sich das Ansehen, mit Siebenbürgen sowie mit der Porte im besten Einvernehmen zu stehen, und um die Aufständischen an die Fortdauer der Unterhandlungen glauben zu lassen, mußten einige seiner Vertrauten zuweilen türkische Kleider anlegen, und unter dem Titel von Abgesandten des Sultans zu ihm kommen.

Und doch sollte gerade von der Türkei her, deren Verstand dem Grafen so nothwendig erschten, das Uebel über die Verschwornen hereinbrechen. Der Wiener Hof hatte in Konstantinopel seine wachsamten und geschickten Rundschaffer, und von diesen ward gar bald ein Theil des Vorhabens der unzufriedenen Magyaren entdeckt. Sie berichteten sofort nach Wien, und das österreichische Kabinet traf seine raschen und energischen Vorkehrungen, um den Aufstand zu unterdrücken, noch ehe er zum völligen Ausbruch gekommen.

Bis jetzt war noch nichts weiter geschehen, als daß Franz Rakóczy die beiden Festungen in Besitz genommen; jetzt belagerte er Tokay, während Graf Brühl eben erst sein kleines Heer zu organisiren begann, und mit einem Theil desselben die Festung Murany besetzte, deren Kommandantin jetzt zum zweiten Mal

Szeesl Maria, jetzt die Wittve des Grafen Wesseleghy, war.

Der Kaiser sandte also sofort zwei Armeekorps nach Ungarn, um mit Energie und Nachdruck auf beiden Seiten den Aufstand niederzuschlagen. General Spork eilte mit zehntausend Mann nach Oberungarn, um Kátócsh zu bekämpfen, General Spankau wandte sich mit einem ebenso starken Korps nach Niederungarn, um dort den Aufstand niederzuschlagen. Aber schon bevor er dorthin gelangt war, hatte er den moralischen Sieg über die Aufständischen erlangt. Der Schrecken und das Entsetzen flog wie der Sturmwind dem Armeekorps des Generals Spankau voraus, und jagte den größten Theil der schlecht disziplinierten Truppen des Grafen Zrinyi auseinander. Er selber mit dem Kern seiner Getreuen zog sich in die Festung Ezsathurn zurück. Aber er fühlte wohl, daß es ihm unmöglich sei, dem herandrückenden feindlichen Heer dauernden Widerstand entgegenzusetzen, daß die kleine Besatzung von Ezsathurn nicht lange eine Belagerung auszuhalten vermöchte, und die frühere Verwegenheit machte jetzt der vollständigen Muthlosigkeit Plaz.

Noch bevor der General Spankau mit seinen Truppen zur Belagerung von Ezsathurn herangerückt war, sandte Graf Zrinyi daher seinen vertrauten Beichtvater

nach Wien zum Minister Lobkowitz, um seine Unterwerfung anzubieten, und zu fragen, unter welchen Bedingungen man dieselbe annehmen wolle. — Es waren harte Bedingungen, welche der Veichtvater vom Reichsminister dem belagerten und geängstigten Grafen heimbrachte.

Zum Ersten sollte Graf Zrinji seinen einzigen Sohn Bathasar als Geisel nach Wien schicken.

Zum Zweiten sollte er durch diesen Sohn ein von des Grafen Zrinji Hand unterzeichnetes Blatt Papier an den Reichsminister Lobkowitz entsenden, damit dieser seine weiteren Forderungen auf dem weißen Blatt erwähne.

Zum Dritten sollte er an seinen Schwiegersohn, den Fürsten Ráloczy, schreiben, und ihn auffordern, sofort die Waffen zu strecken und den König um Gnade und Vergebung zu bitten.

Graf Zrinji, geängstigt von der nun begonnenen Belagerung Eszathurns, ging die harten Bedingungen ein. Er schickte seinen Sohn nach Wien, gab ihm das unterzeichnete leere Blatt Papier mit, und sandte mit dem Sohn auch seinen Veichtvater abermals nach Wien, damit dieser ihm das ausgefüllte Blatt Papier wieder zurückbringe. Er schrieb an Franz Ráloczy, und forderte ihn auf die Waffen niederzulegen.

Wieder kamen nun Tage angstvollen Erwartens, schreckensvoller Sorge, denn General Spantau setzte die Belagerung Czathurns mit machtvoller Energie fort, und er wies die Anforderung des Grafen Zrinhi, mit der Belagerung inne zu halten, bis sein Votum aus Wien heimgekehrt sei, mit rauher Kriegerstrenge zurück. Endlich kehrte der Beichtvater heim und brachte dem Grafen Zrinhi das unselige Blatt, das er unterzeichnet, das Graf Bobrowitz ausgefüllt hatte.

Drei Bedingungen hatte der Reichsminister auf dem Papier verzeichnet. Graf Zrinhi sollte sofort eine deutsche Besatzung in Czathurn aufnehmen; er sollte zweitens alle seine Mitverschwornen und ihre Pläne angeben; und drittens sollte er zu diesem Zweck selber sich sofort nach Wien begeben. Graf Zrinhi war es sich wohl bewußt, daß seine Ehre und sein Name es ihm verböte, diese demüthigenden Bedingungen einzugehen, und dennoch konnte er es sich nicht verhehlen, daß er nicht im Stande sei, den Belagerern länger Trost zu bieten. Immer neue Breschen schossen die Kanonen des Generals Spantau, immer größer war die Noth und die Erschöpfung des kleinen Häufleins der Belagerten.

Graf Zrinhi hatte keine andere Wahl, als entweder sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben, oder die

Bedingungen des Wiener Hofes anzunehmen, — oder auch sich durch die Flucht zu retten!

Er wählte das Letztere. Die Sache des Vaterlandes war verloren, so wollte er mindestens den Verlust der eigenen Ehre und Freiheit vermeiden.

Mit seinem Schwager dem Grafen Frangipani und zwei andern Freunden verließ er während einer dunklen Nacht heimlich und unbemerkt die Festung Szakathurn, um mindestens in Ruhe und Stille überlegen zu können, was sie ferner beginnen wollten, um sich die Freiheit der Wahl zu erhalten, nach Wien gehen und sich zu unterwerfen, oder sich ins Ausland zu flüchten, um der Verfolgung und der Strafe sich zu entziehen.

Aber um zu überlegen, bedurften die Flüchtigen der Ruhe, und diese bot sich ihnen nirgends dar. General Spaulow hatte schon die Flucht des Grafen erfahren, die Feste Szakathurn hatte sich ihm ergeben, und er hatte jetzt seine Soldaten ausgesandt, die flüchtigen Häupter der Verschwornen zu suchen. Tage lang irrten diese umher, wie ein gehektes Wild, in jeder Minute in Gefahr, erkannt und gefangen genommen zu werden. Gequält von Hunger und Durst, wagten sie es dennoch nicht in irgend ein Haus einzutreten, denn in jedem

Hause konnten Soldaten verborgen sein, konnten Verräther lauern.

Endlich, o endlich, jetzt nach drei Tagen voller Qual und Entsetzen winkte ihnen ein Asyl entgegen — dort sollten sie es finden, dort in jenem Hause, das in all' diesen Tagen das Ziel ihre rgesezten Wanderung, ihre letzte Hoffnung gewesen.

Dort in jenem einsamen Hause, nahe an der ungarisch-österreichischen Grenze, dort wohnte Franz Réry, ein treuer Maghar, ein langjähriger Freund des Grafen Brinhi, der vertraute Theilnehmer aller Entwürfe und Pläne der Verschwornen.

Zu ihm lenkten die Flüchtigen jetzt ihre Schritte in sein Haus traten sie vertrauensvoll ein, und zum ersten Mal nach langen qualvollen Tagen athmeten sie frei auf im köstlichen Gefühl vollkommener Sicherheit.

Franz Réry empfing die Grafen Brinhi und Frangipany nebst ihren beiden Freunden mit offener Herzlichkeit, er klagte mit ihnen über das Unglück Ungarns, er weinte mit ihnen über ihr eigenes Mißgeschick und forderte sie auf, bei ihm zu bleiben und unter seinem Dach Schutz zu suchen, so lange es ihnen gefallen möchte.

Sie nahmen sein Erbieten dankbar an, mit unendlichem Wohlbehagen setzten sie sich zu dem reichlichen

Mahl, das der Freund ihnen auftragen ließ, sanken sie nieder auf die schwellenden Betten, um endlich in süßem, ungehörtem Schlummer auszuruhen von der langen qualvollen Schizgagd. Lang und tief war ihr Schlaf, und sie hörten's nicht, wie auf flüchtigem Roß einer der Diener Franz Kérh's von dannen jagte, über die Grenze den Weg nach Wien dahin.

Das Vaterland war verloren, jetzt galt es die verfallene Freiheit zu retten! So dachte auch Franz Kérh, und retten wollte er sich, indem er die Freunde verrieth!

Sein Diener brachte dem Minister Lobkowitz einen Brief seines Herrn, in welchem dieser dem Minister meldete, daß die beiden Grafen Zrinzi und Frangipani sich in seinem Hause befänden, und in welchem er anfragte, was er mit den flüchtigen Verschwornen beginnen solle.

Die Flüchtigen freuten sich noch ihres Asyls, gewissen noch in vertrauensvoller Sicherheit der Ruhe unter dem Dach Franz Kérh's, als der ausgesandte Bote von Wien wieder heimkehrte und seinem Herrn die Antwort des Ministers Lobkowitz überbrachte.

Jetzt auf einmal verwandelte sich der Freund, den man vertraut, in den Feind, den Verräther und Angreifer. Gefolgt von einigen starken und handfesten



Dienern, trat Franz Kéry in das Gemach ein, in welchem die Flüchtigen sich befanden und eben noch überlegten, was sie weiter beginnen wollten. Mit finstern, drohendem Angesicht sagte er ihnen, daß soeben ein Bote des Reichsministers Lobkowitz bei ihm eingetroffen, und ihm den Befehl überbracht habe, die Grafen Zrínyi und Frangipani nach Wien zu befördern, und als die beiden Grafen aufsprangen, als sie ihre Schwerter ziehen wollten, um sich zu vertheidigen, da stürzten die Diener Franz Kéry's sich auf sie, entwaffneten sie, banden den Ueberwundenen mit ihren eigenen Tüchern die Hände auf den Rücken und führten sie hinunter zu dem schon bereit stehenden Wagen, der die armen Verrathenen ohne Aufenthalt in rasender Eile nach Wien abführte.

Und während so Graf Zrínyi, der sich selber schon zum König von Ungarn geträumt, gefangen und überwunden nach Wien dahinfuhr, empfing sein Schwiegersohn von ihm jenes unselige Schreiben, durch welches Zrínyi ihn aufforderte die Waffen niederzulegen.

Dieses Schreiben brachte Franz Rákóczy die erste Kunde von der Gefahr, die ihn selber bedrohte. Aber bald sollten der ersten Schreckenskunde noch andere folgen. Gleich finstern Raben, die Nähe einer Leiche witternd, flogen sie zu Rákóczy her und krächzten

ihm Unheil und Verderben entgegen. Zuerst kam ihm die Nachricht, daß die Verschwörung entdeckt und die Grafen Brinzi und Frangipani verhaftet und nach Wien abgeführt seien. Ein Schrei des Entsetzens ging durch das kleine Heer Rákóczy's bei dieser Nachricht, und alle Geflüchter wurden sorgenvoll und trübe, man hätte so gern noch gezweifelt, noch an eine Kriegslist geglaubt, aber da kam ein offener Brief des Königs, der alle Aufständischen mit ernstern und milden Worten ermahnte die Waffen niederzulegen, der ihnen Vergebung und Vergeßen im Fall der sofortigen Unterwerfung versprach, im Fall des fortgesetzten Widerstandes aber mit unnachsichtiger Strenge und schonungsloser Strafe drohte.

Gar viele der entmuthigten Aufständischen folgten jetzt dem Ruf, den der König Leopold an sie ergehen ließ, sie streckten die Waffen und verließen den Fürsten, dem sie vor einigen Tagen noch geschworen, ihm treu bleiben und alle Gefahren mit ihm theilen zu wollen.

Während so mit jedem Tage die Armee des Fürsten Franz Rákóczy mehr und mehr zusammenschmolz, rückte der General Spork mit zehntausend Mann deutscher Truppen gegen Rákóczy heran. Zunächst bedrohte er noch nicht ihn selbst unmittelbar, sondern wandte sich nach Murany, dieser starken Schutzfestung der

Aufständischen, um ihnen dieses Bollwerk ihrer Sicherheit zu entreißen. Vergebens war der Muth und die Tapferkeit der Besatzung, das Heldenfeuer, die Begeisterung Maria's. Was der Uebermacht und dem Hunger nicht gelang, das erreichte der Verrath — er öffnete dem Feinde die Thore von Muran.

Zwei Boten langten an ein und demselben Tage bei Franz Rakoczy an. Der erstere war ein heimlich und in der Eile abgesandter Bote der Herrin und Kommandantin von Muran, der einstigen Szeesi Maria, jetzt Witwe Wesselenyi's. Sie meldete dem Fürsten, daß Muran gefallen, sie beschwor ihn eilig zu entfliehen, weil der General Sporck durch Verrath ihres Sekretärs alle Papiere ihres verstorbenen Gemahls aufgefunden, und dadurch alle Pläne und alle Namen der Verschwornen entdeckt habe.

Der zweite Bote kam von General Sporck. Er brachte dem Fürsten ein eigenhändiges Schreiben des österreichischen Ministers Lobkowitz, und in demselben forderte dieser den Fürsten auf, sich zu ergeben, und sofort nach Wien zu kommen, um sich zu rechtfertigen.

Franz Rakoczy bengte seufzend sein Haupt unter dem doppelten Schlag, der auf ihn niederfiel, und der alle seine Hoffnungen und Wünsche nicht allein, son-

beru auch die goldenen Träume Helena's auf innerer  
zerstörte.

Er schaute mit trübem Blick, Rettung suchend,  
noch einmal umher. Aber überall, wohin er schaute,  
nur Unheil und Verderben. Dort die überwundene Feste  
Muranj mit den aufgefundenen Papieren, in Wien  
die gefangenen Häupter der Verschwornen, hier das  
muthlose, immer mehr zusammenschmelzende Heer der  
Aufständischen, das große mit Sturmeswille heranzie-  
hende Heer des Königs.

Franz Rakoczy sah, daß Alles verloren war, daß  
Nichts mehr ihn zu retten vermochte! Er ergab sich —  
er streckte die Waffen!

### Ein politisches Märtyrertum.

Während dieser Tage des Kampfes, des Verrathes  
und der Enttäuschungen hatte Helena Brinji in düste-  
rer, freudloser Einsamkeit auf Munkacs bei ihrer

Schwiegermutter gelebt. Keine Kunde von dem Vater, dem Gemahl war zu ihr gedrungen, sie wußte noch nichts von dem Unglück der Ihrigen. Sophie Bátorj hielt Munkacs, um es von jeder Feindschaft, jeder Verleumdung zu retten, in strengster Neutralität, sowohl den Kaiserlichen wie den Aufständischen gegenüber. Die Thore der Feste waren Jedermann geschlossen, die Mauern und Thürme wurden von der eigenen Besatzung bewacht, und durch diese vollkommene und unbedingte Neutralität hoffte Sophie Bátorj sich nicht nur den König und Kaiser geneigt zu erhalten, sondern auch die Abneigung der Aufständischen gegen sie zu entwaffnen. Sie schloß freilich Munkacs gegen alle Freunde Helena's, sie gestattete Niemand, zu der Gemahlin ihres Sohnes zu kommen, aber ebensowenig fand irgend einer ihrer eigenen Freunde, fand irgend einer von den getreuen Anhängern des Königs Aufnahme im Schloß Munkacs.

Es war ein trauriges und freudloses Leben, welches die beiden, in ihrer Gesinnung so verschiedenen Frauen auf Munkacs führten. Anfangs war es zuweilen zwischen ihnen zu heftigen Kämpfen und Erörterungen gekommen, denn Helena's Feuergeist, ihre glühende Begeisterung für das Vaterland wollte keinem Zwang, keiner Verstellung sich fügen, sie meinte, es sei ihre heilige Pflicht;

frei und sonder Furcht der königlich gesinnten Schwiegermutter gegenüber ihre eigene Gesinnung freimüthig zu bekennen, nicht dieselbe zu verbergen, oder zu bemänteln. Sie war jauchzend und freudestrahlend von Bataf heimgekehrt, und ihre eigenen schlimmen Ahnungen und Befürchtungen verbergend, hatte sie der Schwiegermutter triumphirend von den Siegen und Fortschritten ihres Gemahls erzählt.

An diesem Tage hatte Sophie Bátorj statt aller Antwort von ihrer Schwiegertochter begehrt, daß sie fortan jedes politische Gespräch vermeiden, sich niemals in Debatten einlassen, und jeden Verkehr mit der Außenwelt so lange abbrechen wollten, bis die Entscheidung der großen politischen Fragen sich ihnen zwingend aufdrängten.

Helena hatte sich diesem Gebot der ernsten und gebieterischen Schwiegermutter wohl fügen müssen, und von diesem Tage an war kein Wort von Politik mehr zwischen ihnen gewechselt worden, von diesem Tage an blieben für Helena alle Nachrichten vom Kriegsschauplatz aus. Ernst und schweigsam saßen die beiden Frauen sich beim Mittagsmahl einander gegenüber, und ihre Gespräche wandten sich stets nur gleichgültigen, trivialen Dingen zu. Ernst und schweigsam fanden sie am Abend sich wieder im Salon zu-

sammen, um mit irgend einer Handarbeit sich zu beschäftigen, oder in der gemeinsamen Lektüre eines französischen Romans, der ihren eigenen Interessen so fern als möglich lag, die Zeit zu tödten.

Aber Helena's Wangen erbleichten täglich mehr, das strahlende Lächeln verschwand von ihren purpurnen Lippen, der Glanz ihrer großen schwarzen Augen ward minder leuchtend, und ihre hohe klare Stirn ward oft jetzt von Wolken beschattet. Sie konnte es sich nicht mehr verhehlen, sie empfand Furcht, sie hatte das Vertrauen auf die Zukunft verloren, und wenn sie auf ihre Schwiegermutter blickte, steigerte sich ihre Furcht zu solcher Angst, daß sie hätte laut aufschreien mögen. Denn Sophie Bátorh's Angesicht ward täglich klarer und stolzer, ein triumphirender Blick flammte zuweilen aus ihren dunklen Augen auf Helena hin, ein leises spöttisches Lächeln glitt zuweilen über ihre ernstesten, starren Züge. Es war klar, Sophie Bátorh hatte Nachrichten von den Kämpfenden erhalten, und diese Nachrichten waren den Aufständischen nicht günstig, denn sonst würde das Antlitz Sophie Bátorh's düster und niedergeschlagen gewesen sein.

Aber getreu dem getroffenen Uebereinkommen, verschloß Helena ihre Angst und Sorge in ihrem zitternden Herzen, und keine Frage kam über ihre Lippen.

Eines Abends saßen die beiden Frauen wie immer in schweigsamer Gesellschaft einander gegenüber in dem weiten alterthümlichen Salon. Sophie Bátorh war mit einer Sticerei beschäftigt, von der sie ihrer Schwiegertochter geflissentlich jeden Tag erzählte, daß dieselbe für den Kaiser Leopold bestimmt sei. Helena Brinji las ihr vor aus einem der neuen Bücher, die kürzlich aus Frankreich gekommen waren. Tiefe Stille umgab die beiden Frauen, man hörte nichts als die süße melodische Stimme Helena's, und draußen das Heulen des Sturms, der große Wolken von Sand und Staub an die Fenster warf, daß sie, wie von Geisterhänden berührt, leise klirrten und tönnten.

Plötzlich ward diese Stille da außen durch das helle laute Anschlagen einer Glocke unterbrochen. Helena verstummte mitten in dem angefangenen Wort und ließ das Buch, wie vom jähen Schrecken ergriffen, in ihren Schooß niedersinken. Sophie Bátorh hielt inne in ihrer Arbeit und die Hand, welche eben die Nadel mit dem bunten Seidenfaden hatte emporziehen wollen, sank zurück.

Beide Frauen hielten den Athem an und horchten. Beide waren sie bleich geworden und ihre Mienen drückten Erwartung und Schrecken aus.

Wer konnte es sein, der in so später Abendstunde



noch Einlaß begehrte? War es irgend eine Botschaft, eine schlimme Nachricht, welche sich zu ihnen drängte?

Das waren die Fragen, welche die Herzen der beiden Frauen bestürmten, während sie bewegungslos, mit angehaltenem Athem lauschend dasaßen.

Jetzt schien es ihnen, als ob sie draußen auf dem Gange Schritte vernähmen, Schritte, welche sich dem Salon näherten. Beide Frauen, wie von demselben Impulse getrieben, erhoben sich rasch von ihren Sitzen, und als wollte sie die zarte, jugendliche Schwiegertochter schützen gegen den herandringenden Feind, streckte Sophie Bátorh die Hand nach ihr aus. Helena legte ihre kleine zitternde Rechte, in die Juwelenstrahlende Hand Sophiens, und drängte sich wie eine schüchterne Taube näher zu der hohen, stolzen Gestalt ihrer Schwiegermutter.

Jetzt ward die Thür da drüben heftig aufgerissen, und eine dunkle verhüllte Männergestalt trat in den Salon ein und verschloß hastig und behend die Thür hinter sich.

Ein gemeinsamer Schrei tönte von den Lippen der beiden Frauen. Beide hatten sie, mehr mit ihrem Herzen, als mit ihren Augen vielleicht, die dunkle Gestalt erkannt, trotz des verhüllenden Mantels.

„Mein Sohn!“ rief Sophie Bátorfi entsetzt.

„Mein Gemahl!“ rief Helena Brinyt, und dennoch eilte weder Mutter noch Gemahlin ihm entgegen, denn noch waren ihre Füße wie an den Boden gewurzelt.

Aber er, der Sohn, er, der Gemahl, kam vorwärts mit hastigen, wilden Schritten. Jetzt warf er den Mantel von sich, dessen Kapuze sein bleiches Antlitz verhüllt hatte, jetzt kniete er nieder vor seiner Mutter, und seine bleichen Lippen murmelten: „Mutter, ich bin flüchtig, geächtet! Verbirg mich, rette mich vor meinen Feinden!“

Wieder tönte ein Schrei, aber diesmal war es Helena allein, welche ihn ausstieß. Ein einziger Blick voll Schmerz, voll Entsetzen und Scham flog zu dem Gatten hinüber, der sie nicht begrüßt hatte, der vor seiner Mutter kniete und um Rettung flehte, dann schlug sie ihre beiden Hände vor ihr Angesicht, und sank kassend auf einen Sessel nieder.

Sophie Bátorfi stand hoch aufgerichtet, stolz und ernst mit unbewegten Zügen, wie eine RichterIn, vor ihrem knieenden, flehend zu ihr aufblickenden Sohne da.

„Woher kommst du, Fürst Franz Rákóczy?“ fragte sie, und nicht das kleinste Zittern ihrer Stimme verrieth eine innere Bewegung.

„Ich komme von Tölay,“ sagte ihr Sohn Hilster. „Alles ist verloren! Die Unserigen sind geschlagen und in die Flucht gejagt, oder sie haben freiwillig dem Kampf entsagt und die Waffen niedergelegt. Alles ist verloren, Alles ist zu Ende! Ich bin geschlagen, flüchtig, und wenn du mich nicht retten willst, meine Mutter, so bin ich verloren, so werden die Häscher des Königs mich fangen, nach Wien in's Gefängniß schleppen, wie sie's meinen Freunden, meinen Kampfgenossen gethan!“

Helena ließ ihre Hände von ihrem Angesicht gleiten und starrte mit todesbleichem, entsetztem Angesicht zu ihm hinüber.

„Und mein Vater?“ fragte sie bebend. „Wo ist mein Vater?“

Franz schaute zu ihr hin mit einem Blick voll Schmerz und Liebe zugleich. „Dein Vater war es, der in einem eigenhändigen Schreiben mich aufforderte die Waffen niederzulegen,“ sagte er trübe. „Dein Vater macht in diesem Schreiben es mir zur Pflicht, nach Wien zu gehen, und den König um Gnade und Vergebung anzusuchen.“

„Und mein Vater?“ wiederholte Helena, welche wohl begriff, daß Franz ihr nur so ausweichend antwortete, weil er Trauriges zu melden hatte. „Wo ist mein Va-

ter? Sage es mir, Franz, ich muß, ich will es wissen?  
Wo ist mein Vater?"

"Er ist in Wien," murmelte ihr Gemahl kaum hörbar.

"In Wien?" schrie Helena, "in Wien? Das heißt, er ist gefangen?"

"Ja, er ist gefangen," seufzte Franz. "Einer der Unsern hat ihn verrathen und nach Wien ausgeliefert."

"Aber mein Bruder Balthasar, mein Oheim Frangipany?" fragte Helena athemlos. "Sie Beide sind frei, sie Beide haben sich gerettet, und geflüchtet, wie du es gethan hast?"

"Dein Oheim Frangipany ward mit deinem Vater verrathen und gefangen," sagte der Fürst traurig. "Deinen Bruder Balthasar hatte dein Vater selber schon zuvor als Geisel nach Wien gesandt, als er mit dem Minister Robkowitz zu unterhandeln begann, weil er erfahren hatte, daß die ganze Verschwörung verrathen sei. — O meine Mutter! errette mich jetzt, wenn du nicht willst, daß dein einziger Sohn, der letzte Rakoczy, unter dem Henkerbeil sterbe. Denn ich sage dir, Alles ist verrathen und verloren. Muranyi ist gefallen, Wesselényi, Maria hat sich unterwerfen müssen, die Papiere ihres verstorbenen Gemahls sind entdeckt und befinden sich

jetzt schon in den Händen des Kaisers und des Ministers Lobkowitz. Diese Papiere verurtheilen mich, gleich allen andern Häuptern der Verschwornen. Nur du allein kannst mich retten, meine Mutter; deshalb, statt, wie es verlangt wird, nach Wien zu gehen und um Gnade zu bitten, deshalb komme ich zu dir. Entscheide du jetzt, meine Mutter: willst du mich retten, oder willst du, daß ich nach Wien gehe, um in's Gefängniß geworfen zu werden, wie die Grafen Brinhi und Frangipani?"

Sophie Bátorcy antwortete nicht sogleich. Sie schaute ernst und strenge zu ihrem Sohne nieder, und dann flog ihr Blick mit düsterem Ausblitzen von Franz hinüber zu seinem jungen Weibe. Aber Helena senkte vor diesem zürnenden, vorwurfsvollen Blick das Auge nicht zu Boden, sie schaute groß und ruhig ihrer Schwiegermutter in das ernste strenge Angesicht und schien vollkommen gefaßt ihren Worten entgegen zu sehen.

„Ich mußte, daß es so kommen würde, so kommen mußte,“ sagte Sophie mit harter, zürnender Stimme. „Ja, ich wußte es schon an jenem unseligen Tage, als ich in Trencsin dich meinen unglücklichen Sohn zuerst an der Seite des Grafen Brinhi und dieser jungen Circe sah. Klar stand vor meinem Geiste in jener Stunde die ganze Zukunft, dein ganzes unseliges Ge-

schied. Klar erkannte ich die Absichten und Wünsche des  
 Grafen, wußte ich, weshalb er seine junge schöne Tochter  
 nach Trenschin geführt. Sie sollte die Hochpreife sein,  
 mit welcher man den jungen Hirsch in die Nege hin-  
 eintrieb, die man für ihn ausgestellt. O, ich sah das  
 Alles. Ich erkannte Alles, und ich bat, ich flehte zu dir  
 um Gnade für dich selber, ich erinnerte den letzten  
 Sprößling der Rákóczy an das traurige Geschick sei-  
 nes Hauses, an das unglückliche Schicksal aller seiner  
 Ahnen. Sie Alle hatten den chimärischen Freiheitsge-  
 lusten sich hingegeben, sie Alle hatten gekämpft für die  
 Unabhängigkeit der Völker von Ungarn oder Sieben-  
 bürgen, und Keinem von ihnen Allen hat es dauerndes  
 Glück, ruhmvolle Siege gebracht. Die Selbstständig-  
 keit von Ungarn und Siebenbürgen hat ausgeblüht,  
 die welke Blüthe dieser vergangenen Herrlichkeit ist zu  
 Boden gefallen, und aus ihrem befruchtenden Samen  
 schießt eine neue Blüthe hervor, die Blüthe der öster-  
 reichischen Monarchie, der die verfallenden Monarchien  
 von Ungarn und Siebenbürgen den Boden gebilgt.  
 Das war es, mein Sohn, was ich erkannte, als dein  
 unglücklicher Vater Georg in Großwardein an seinen  
 Wunden verblutete, wie auch sein Vater und seines  
 Vaters Vater verblutet war. Das Blut der Rákóczy  
 hat seit Jahrhunderten den Boden getränkt, aus der

jetzt die Königin der Monarchien, die Habsburgische Monarchie in Strahlenpracht emporblühen soll. Als ich das erkannt, da neigte ich demuthsvoll mein Haupt und unterwarf mich in gläubigem Vertrauen meinem Gott und meinem König. Und das, mein Sohn, hoffte ich auch von dir, hoffte, daß ich dich erziehen könnte zu einem gläubigen Sohn der Kirche, zu einem gehorsamen Unterthan des Königs Leopold. Unter dem Schatten der Kirche und des Thrones zugleich wollte ich den letzten Sprößling der Rákóczy bergeir vor den Dämonen der Zwietracht, des Ungehorsams und der Verrätherei, welche immer und immer wieder ihre krächzenden Stimmen über Ungarn und Siebenbürgen erheben. Aber vergebens war mein Gebet, mein Flehen und Zürnen. Du wandtest dich ab von deinem Gott, um den falschen Göttern zu dienen. Du verließest deinen König, deine Mutter, um dem Grafen Brinhi und einem Mädchen anzugehören. Jetzt siehst du, mein Sohn, welche Folgen dir daraus erwachsen sind, jetzt bist du inne geworden, wie sehr man dich getäuscht und hintergangen hat. Man hat dir als Preis eine Krone versprochen! Jetzt fordere sie von dem Grafen Brinhi, sieh zu, ob er sie dir geben wird.“

Helena hatte anfangs mit bleichem, entsetztem Angesicht der stürmischen Rede ihrer Schwiegermutter

zugehört, dann waren ihre Mienen immer troziger, immer entschiedener geworden. Jetzt als Sophie Vátórh schwieg, schaute Helena in gespannter Erwartung, mit Todesangst im Blick auf den Gemahl hin, der immer noch zu den Füßen seiner Mutter kniete.

Sie erwartete, daß er ihr antworten, daß er sich rechtfertigen, daß er die Vertheidigung seiner Gemahlin und ihres Vaters übernehmen sollte.

Aber Franz Rákóczy schwieg, nur ein dumpfes Aechzen kam aus seiner Brust hervor, und er barg sein Haupt in dem faltenreichen Gewande seiner Mutter. Helena stieß einen leisen Schrei aus, als sie das sah, und jetzt übergieß plötzlich eine dunkle Röthe ihre Wangen, flammte ihr Auge in kühnem Muth, strahlte ihr schönes Antlitz in Begeisterung und Entschlossenheit.

„Ihr irrt Euch, Fürstin,“ sagte sie mit heller klarer Stimme, „Niemand hat Euren Sohn betrogen, Niemand hat ihn verführt. Nicht der Graf Zrinji war es, welcher den jungen Fürsten Rákóczy rief, sondern es war das Vaterland, es waren seine eigenen Ahnen, deren heilige Schatten ihn mahnten, seine Pflicht zu thun, zu leben und zu sterben, wie sie es gethan hatten, im Dienste des Vaterlandes und der Freiheit. Und der Fürst Franz Rákóczy verstand diese Mahnung, er verstand seine Mannespflicht und Mannesehre,



und deshalb folgte er dem Ruf des Vaterlandes, und war bereit zu kämpfen für diese große Mutter, war bereit für ihre Freiheiten und Rechte sein Blut und Leben hinzugeben. Ihr beleidigt Euren edlen Sohn, Frau Fürstin, wenn Ihr meint, daß es dazu der Ueberredung meines Vaters, der Liebesworte seiner Tochter bedurft hätte. Das Unglück und die Schmach des Vaterlandes sprachberedter als alle Menschenzungen, und es bedarf keiner Lockpfeife und keiner Circe, wenn das Vaterland ruft. Niemand hat ihn daher hintergangen, und wenn sein goldenes Ziel eine Krone gewesen, so wird er sie empfangen. Ist's nicht eine Fürstenthrone, nun wohl, so ist es eine Märtyrerkrone, und schöner und glänzender strahlt diese, als eine Fürstenthrone, die man vielleicht nur dadurch erkaufen konnte, daß man sich selber ungetreu ward, daß man sein Vaterland, seine Religion abschwur, und als Renegat den fremden Göttern diente.“

Sophie Bátorh zuckte zusammen, als habe eine giftige Natter sie gestochen, und ein Blitz des Hasses schoß aus ihren Augen auf das kühne junge Weib hin, welche es wagte ihr zu trohen und sie anzuklagen. Aber sie antwortete ihr nicht, sondern heftete erwartungsvoll den Blick auf ihren Sohn, der, während Helena gesprochen, sich langsam erhoben hatte, als

Ist er durch Helena's Worte erst inne geworden, daß er ihm nicht zure auf seinen Knien dazuliegen vor der stolzen, Arnennden Mutter.

„Mein Sohn,“ fragte sie mit behebenden Lippen, „billigst du die Worte, welche Diese hier zu sprechen gewagt?“

„Erbarmen, Mutter, Erbarmen!“ murmelte der junge Mann traurig. „Ich komme zu dir flüchtig und verfolgt, und statt Mitleid und Hülfe zu finden, höre ich mir Vorwürfe, nur Klagen, nur das traurige Zerwürfniß der beiden Frauen, die ich Beide gleich sehr liebe und hochhalte. O, meine Helena, es ist vorbei mit unsern stolzen Hoffnungen und Träumen. Das Vaterland ist verloren, und wir sind es mit ihm, wenn meine Mutter sich unser nicht erbarmt. Die Häscher sind schon auf meiner Spur, ein offener Brief des Kaisers droht allen denen, welche es wagen mich zu verbergen, oder mir zur Flucht behälflich zu sein, sie als Hochverräther und Abtrünnige zu bestrafen, befehlt Jedem, der meiner habhaft werden kann, mich unverzüglich als Gefangenen nach Wien abzuliefern, und verspricht dem, welcher diese That vollbringt, nicht allein Vergebung, wenn er zu den Aufständischen gehörte, sondern auch eine Belohnung von tausend Du-

boten als Preis für meine Gefangennehmung. Bitte also mit mir, Helena, bitte, daß —“

Plötzlich ward er unterbrochen durch das laute helle Schallen der Glocke, welche vorher die beiden Frauen so sehr erschreckt hatte.

„Man kommt!“ sagte Franz entsetzt. „Es sind die Häfcher, welche meiner Spur gefolgt sind.“

Helena, Alles vergessend, nur noch eingedenk ihrer Liebe, Helena umklammerte ihn fest mit ihren Armen und einen Kuß auf seine Lippen drückend, rief sie: „Ich lebe und ich sterbe mit dir, nichts kann uns trennen, als der Tod.“

Wieder, lauter und schrillender tönte jetzt die Glocke und deutlich hörte man eine laute gebieterische Stimme, welche rief: „Im Namen des Königs, aufgemacht!“

„Du hörst es, meine Mutter,“ sagte Franz mit trübem Lächeln, „sie kommen, mich gefangen zu nehmen. Liefere den Verräther aus, wie es einer treuen und gehorsamen Unterthanin geziemt.“

„Nein!“ rief Helena, angstvoll ihn fester umschlingend, „nein! Mutter, liefere ihn nicht aus, gib es nicht zu, daß sie ihn von hier fortschleppen! Er ist verloren, wenn sie es thun, wenn du ihn den Häfchern des Königs überlieferst.“

„Er ist verloren,“ sagte Sophie Batory hoheits-

voll; und du und die Deinen Ihr seid es, die ihn in's Verderben gestürzt haben."

Zum dritten Male ertönte jetzt die Glocke noch heftiger, noch stürmischer, zugleich vernahm man, wie donnernd an das große Hofthor geschlagen ward, hörte man wüthendes Durcheinander von Stimmen und dazwischen den drohenden Ruf: „Im Namen des Königs! Aufgemacht!"

Zu gleicher Zeit ward jetzt die Thür des Salons heftig aufgerissen, und der Obrist der Besatzung von Munkacs stürzte herein.

„Es sind Soldaten des Generals Spork," sagte er, „sie begehren Einlaß im Namen des Königs. Soll ich die Thore öffnen?"

„Nein, öffnet nicht!" schrie Helena angstvoll, „mein Gott, wißt Ihr denn nicht, daß sie kommen um den Fürsten zu verhaften, um ihn in's Gefängniß zu schleppen?"

Und plötzlich den Fürsten aus ihren Armen lassend, stürzte sie zu ihrer Schwiegermutter hin, fiel sie vor ihr auf die Kniee nieder, und hob flehend ihre gefalteten Hände zu ihr empor.

„Fürstin," rief sie, „ich bitte um Gnade, ich bitte um Vergebung! Ich habe Euch erzürnt, denn ich war stolz und hochmüthig. Aber ich schwöre es Euch, von nun

an will ich Euch eine ergebene und Gemüthlige Tochter sein. Nie mehr will ich Euch widerstreben, nie mehr meine Ansicht der Euren entgegenstellen. Ich berge mein Haupt, Mutter, ich unterwerfe mich, ich flehe zu Euch um Gnade für ihn und für mich! Rettet den Sohn! Rettet ihn um jeden Preis!"

Sophie Bátorý blickte mit kaltem, strengem Angesicht zu der Knieenden nieder.

"Willst du mir schwören, ihn nimmer wieder zu verleiten zur Rebellion und Widerseßlichkeit gegen seinen König?" fragte sie feierlich, "willst du mir geloben, hinfort ruhig und still mit ihm auf Munkacs zu leben, dich niemals mehr zu kümmern um die politischen Verhältnisse des Landes, niemals mehr mit den Rebellen und Aufständischen zu verkehren?"

"Ich schwöre es bei Gott und der heiligen Jungfrau!" rief Helena, "ich will still und ruhig mit meinem Gemahl hier in Munkacs unter Eurer Schutz und Eurer Aufsicht leben, ich will allen andern Wünschen entsagen, nichts mehr wollen als Einsamkeit und Stille, mit Niemand mehr verkehren, als mit Euch allein. O, rettet ihn! rettet ihn!"

Sophie Bátorý neigte langsam ihr Haupt. "Ich will ihn retten," sagte sie, "ja, ich will ihn retten!"

Dann hob sie ihr Haupt stolzer empor, und wandte den gebieterischen Blick dem Hauptmann zu.

„Niemand wird eingelassen,“ befahl sie mit lauter Stimme, „alle Thore bleiben festgeschlossen, die Mannschaft bezieht ihre Posten! Ihr tretet hinaus auf den Söller und meldet den Leuten, daß die Herrin von Munkacs das Recht hat, ihre Thore vor Jedermann zu schließen, daß der König selber ihr dieses Recht gegeben hat. Sagt, daß ich ihnen gebiete, sich sofort von ihnen zu begeben, daß, wenn sie es nicht sofort thun, ich auf sie, als auf Tumultuanten und Ruhestörer, schießen lasse. Sagt ihnen, daß ich in dieser Stunde noch einen Courier an den König nach Wien absende und daß ich ihm Alles melden werde, was hier geschieht. Mögen sie Munkacs belagern, wenn es ihnen beliebt, aber der König selber wird sie dafür zur Rechenschaft ziehen.“

„O, meine Mutter! ich danke dir,“ rief Franz tiefbewegt. „Du schenkst mir zum zweiten Mal das Leben, denn du rettetest mich vor einem schmachvollen Tode!“

Er wollte wieder vor ihr auf die Kniee sinken, aber die Fürstin zog ihn empor in ihre Arme und drückte ihn, inniger und fester wie sie je gethan, an ihr hochklopfendes Herz.

„Möge Gott mir verzeihen, wenn ich schwach bin,“

sagte sie, „möge er nicht ins Gericht mit mir gehen, wenn ich jetzt eine schlechte Christin, eine schlechte Patriotin bin. Es ist wahr, du bist ein Rebell, du hast dich verbunden mit den Regern und Verräthern, aber du bist mein Sohn, und es gibt eine Stelle in meinem Mutterherzen, wo die Legalität und die Frömmigkeit verstummt und nur die Liebe spricht, die Liebe zu dir, meinem Sohn, meinem einzigen Kinde! Ja, mein Sohn, ich will dich retten, ich will dich beschützen vor der ganzen Welt! Ich will zu meinem gütigen Herrn und König um Gnade flehen, und er wird sie meinen Thränen, meinen Bitten nicht versagen!“

Sophie Bátorý hielt Wort, sie rettete den Sohn. Sie eilte selbst nach Wien, um sich dem Kaiser Leopold zu Füßen zu werfen und für ihre so oft bewiesene Treue und Loyalität sich die Begnadigung des einzigen Sohnes als Belohnung zu ersuchen. Sie setzte alle ihre hohen und einflußreichen Freunde in Bewegung, sie spendete die reichsten und kostbarsten Geschenke, sie war unablässig thätig, sie bat, sie überredete, sie flehte, sie ließ kein Mittel unversucht, den Sohn zu erretten, für ihn Befreiung und Begnadigung zu ersuchen.

Und sie erreichte ihr Ziel. Franz Rákóczy ward begnadigt, sein Name ward von der Liste der Hochverräther gestrichen, und er der Strafe entzogen. Nur

mußte er feierlich geloben, niemals wieder an irgend einer Unternehmung sich zu betheiligen, niemals anders als in Begleitung seiner Mutter das Schloß Munkacs zu verlassen, und niemals, auch nur für einen Tag, für eine Stunde seiner Gemahlin zu gestatten, sich allein aus Munkacs zu entfernen. Franz Rátóczy leistete diesen Schwur, und dafür ward ihm nicht allein Freiheit und Straßlosigkeit, sondern es blieb ihm das Vorrecht, daß nach Munkacs keine deutsche Besatzung gesetzt ward, sondern daß Munkacs seine eigene Besatzung hatte, über welche indessen nicht dem Fürsten, sondern seiner Mutter allein der Oberbefehl zustand.

So waren denn die goldenen Morgenträume und Hoffnungen, mit denen Helena Brinhi an der Hand des Gemahls in das Leben, in die große Welt eingetreten war, auf immer zerstört, die Blüthen ihres Glückes auf ewig zerbrochen.

Sie lebten Beide, sie waren anscheinend frei, aber es war doch ein Leben der Abhängigkeit und Demüthigung, sie waren immer doch Gefangene, wenn auch nicht ein enger Kerker, sondern ein weites Schloß ihr Gefängniß war.

Helena indeß hatte den festen, den redlichen Willen, glücklich zu sein auch ohne Glück. Sie liebte ihren



Gemüth, sie wollte es daher versuchen, sein düstres Dasein zu erhellen mit dem Sonnenglanze ihrer Liebe und mit der göttlichen Kraft der selbstüberwindenden Liebe ihre Schmerzen und Demüthigungen unter einem Lächeln zu verbergen.

Aber Franz Rákóczy verstand sie doch, er mußte was sie litt, er wußte es an den Schmerzen und Qualen, die seine eigene Brust zerfleischten. Er empfand ganz die furchtbare Schmach und Demüthigung, welche darin lag, daß er straflos und frei leben durfte, während Alle die, welche mit ihm gekämpft, mit ihm sich verschworen hatten, in harter Gefangenschaft, oder auf dem Schaffot ihr kühnes und waghalsiges Unternehmen büßen mußten.

Der Kaiser und König Leopold I. wollte durch strenge Bestrafung, durch warnende Beispiele diesmal es versuchen, die unzufriedenen Magyaren zur Ruhe zu zwingen, sie für die Folgezeit vor ähnlichen Gefahren und Aufständen zurückzuschrecken. Er wollte zugleich den Aufständern beweisen, daß jeder neue Aufstand nur seine eigene Macht und Kraft stärke, nur immer wieder dazu beitrage, Ungarn zu unterjochen und zu tieferer Abhängigkeit zu verurtheilen. Es war daher ein strenges Strafgericht, welches der Kaiser Leopold I. über Ungarn ergehen ließ. Zuerst ward den Ungarn

verkündet, daß hinfort die Würde eines ungarischen Palatins, der das Land nach den alten Gesetzen Ungarns regiere, aufgehoben werde, und daß statt dessen ein deutscher Gouverneur eingesetzt werden solle, der das Land regieren solle nur nach den Weisungen und Bestimmungen, die er von Wien aus dem Cabinet des Kaisers erhalten werde. Sodann erließ der König ein Reskript, in welchem er erklärte, daß Ungarn durch den eben bewältigten Aufstand sich aller seiner konstitutionellen Rechte verlustig gemacht habe, und daß der König jetzt seine Anordnungen treffen werde „kraft seiner absoluten Macht und Herrschaft.“

Und in denselben Tagen, in welchen dieses königliche Edikt überall in Ungarn verlesen ward, fielen zu Neustadt die Häupter der Grafen Brinji, Madassy und Frangipany unter dem Hentkerbeil, begann eine schonungslose Heksjagd gegen alle Diejenigen, welche sich in irgend welcher Weise an dem Aufstand betheiligt hatten.

Vergebens war es, daß ganz Ungarn für die eingekerkerten und angeklagten Führer und Leiter des Aufstandes um Gnade und Erbarmen flehte, daß das ganze Volk seine klagende Stimme für sie erhob, vergebens, daß es reiche Geldopfer darbrachte, daß es willige Unterwerfung, treuen Gehorsam versprach,

wenn nur die Grafen Zrinhi, Nadasshy und Frangipany begnadigt, nicht zum Henterbeil verurtheilt würden. Vergebens ließ selbst der Papst voll Mitgefühl für die rechtgläubigen, frommen katholischen Grafen durch seinen Nuntius in Wien den Kaiser Leopold um Gnade für die Empörer bitten. Der Kaiser wollte diesmal durch Strenge und Härte wirken, er bewilligte selbst nicht dem Papste seine dringende Bitte, und am 30. April 1671 fielen die Häupter der Grafen Zrinhi und Frangipany auf dem Schaffot in Peststadt.

Es war ein zerschmetternder Schlag für das Herz der armen Helena. Der Vater, der Oheim waren gefallen unter dem Henterbeil, der einzige Bruder saß zu Graz in harter Gefangenschaft und sie durfte nicht einmal klagen, nicht einmal die Trauer tragen um den Vater und den Oheim. Jede ihrer Thränen um die Gefallenen wäre eine Auflage gewesen gegen den Gemahl, der sie überlebte und der doch mit ihnen gekämpft und gesündigt hatte, der seinen Theil gehabt an ihrer Verschwörung und ihren Plänen. Jene hatte man getödtet, weil man sie für gefährlich hielt, aber ihn, den Fürsten Rákóczy, ihn hatte man begnadigt, ihn ließ man ruhig und unangefochten in Mantacs!

Franz Rákóczy empfand all' die Demüthigung, die Beschämung, welche in solcher Gnade lag. Er schien

ungefährlich, ihn fürchtete man gar nicht, er war nichts als der Sohn seiner lothalen Mutter, nichts als der behütete Knabe, der da lebte unter dem Schutze dieser Mutter!

Franz Rákóczy hatte das Bewußtsein dieser seiner Stellung, und es zehrte an seinem Dasein. Der Baum seines Lebens war an der Wurzel angegriffen, und wie lebenskräftig und stark auch sein Stamm sein mochte, mit welchen neuen Zweigen und Blättern sich auch seine Krone schmücken mochte, er mußte doch fallen, denn die kranken und zermalnten Wurzeln hielten ihn nicht mehr im aufgelockerten Erdboden.

Fünf Jahre noch ertrug Franz Rákóczy sein trauriges, gedemüthigtes Leben, fünf Jahre lebte er noch in Munkacs an der Seite seiner Mutter, seines jungen Weibes. Helena war das Einzige, was ihm geblieben von seinem Glück, und die Liebe zu ihr waren die einzigen Sonnenstrahlen, welche ihm das düstere Schloß von Munkacs erleuchteten.

Helena gebor ihrem Gemahl zwei Kinder, eine Tochter und drei Jahre später einen Sohn. Dieser Sohn ward im Januar 1676 in Borthy geboren, einem Landgut der Rákóczy, wohin das junge Fürstenpaar mit ihrer Hüterin und Wächterin Sophie Bátorcy sich begeben. Sein Vater brach in lautes Weinen

aus, als man ihm meldete, daß dem erlöschenden Fürstenthum jetzt wieder ein Erbe und Stammhalter geboren, und als er das Kind zum ersten Mal in seine Arme nahm, fielen seine heißen Thränen auf dasselbe nieder.

Diese Thränen, das war der stumme Segen, den der arme gedemüthigte, tieftrauernde Fürst Franz Rákóczy seinem Sohn mitgab für das Leben, diese Thränen waren die Taufe der Schmerzen, welche Franz Rákóczy der Zweite von seinem Vater empfing.

Die Geburt des Sohnes war der letzte Freudenstrahl gewesen, der den düstern Pfad des armen, zu trübseliger Thatenlosigkeit verdamnten Fürsten Franz Rákóczy erhellte. Von diesem Tage an ward sein Antlitz noch bleicher, noch trauriger, aber er klagte niemals, er hatte immer ein Lächeln für sein Weib, für seinen Sohn, er bewahrte seiner Mutter stets dieselbe dankbare Ergebenheit und Aufmerksamkeit; aber das Licht seines Lebens brannte jeden Tag trüber, erlosch mehr und mehr, und am achten Juli 1676 stand das Herz, das so viel gelitten, so tief gedemüthigt worden, endlich still. Er hatte mit Ruhe und lächelnder Resignation das Annähern des Todes empfunden, und obwohl er nicht sein einunddreißigstes Jahr zurückgelegt hatte, schien es ihm doch, als habe er eine Ewigkeit

der Schmerzen und des nagenden Kammers durchlebt, und er begrüßte den Tod als einen Befreier und Erlöser.

„Weine nicht,“ flüsterte er seiner Helena zu, die mit den beiden Kindern an seinem Lager kniete, „weine nicht darüber, daß ich sterbe, sondern darüber, daß ich gelebt habe.“

Dann aber, als fürchte er, durch dieses Wort seine Mutter getränkt zu haben, wandte er sich zu ihr hin, die bleich, mit düstern thränenlosen Augen an der andern Seite seines Lagers stand. „Meine Mutter,“ sagte er mit schwacher ersterbender Stimme, „ich empfehle meinen Sohn der Gnade des Kaisers. Möge er ihm ein guter und großmüthiger Vormund sein!“ \*)

## VI.

### Die Tage der Witwenschaft.

Jahre der stillen Trauer, der bangen Einsamkeit folgten jetzt dem Tode Franz Kálóczy's für seine arme

---

\*) Franz Kálóczy der Zweite, Fürst von Ungarn und Siebenbürgen. Leipzig 1854.

junge Witwe Helena. Aeußerlich und innerlich vereinsamt, lebte sie in Munkacs unter der Obhut und dem Schutz ihrer Schwiegermutter, der stolzen und herrschsüchtigen Sophie Bátorh, die jetzt nach dem Tode des Sohnes jeder Neutralität und Schonung entsagte, und mit aller Leidenschaftlichkeit ihres energischen Naturells der wenig geliebten Schwiegertochter gegenüber ihre Liebe und Hingebung für den König Leopold bekundete. Es war ein fortgesetzter stiller Kampf zwischen den beiden Frauen, ein nie endendes gegenseitiges Widerstreben, bei dem Helena indeß immer die Unterliegende, die Duldende sein mußte. Denn das Gesetz beugte sie, die arme Witwe, unter den Willen und die Herrschaft ihrer Schwiegermutter, und Helena, die keinen Vater, keine Familie mehr besaß, als den in Graz eingekerkerten Bruder, Helena konnte sich dieser Notmäßigkeit nicht entziehen.

Sie wohnte mit ihren beiden Kindern in Munkacs, und abgewandt von allen andern irdischen Dingen, beschäftigte die junge zärtliche Mutter sich jetzt nur mit der Erziehung ihrer beiden Kinder, der Tochter Juliana und des jüngern Sohnes Franz. Aber alle die Gefühle, welche sie im Umgang mit ihrer Schwiegermutter verbergen und in ihr Herz zart drängen mußte, die quollen in einem flammenden

~~Strom~~ der Begeisterung hervor, sobald sie mit ihren Kindern allein war. Vor ihrer Tochter Juliana verbarg sie die Thränen nicht, die ihr der Jammer und das Elend des immerfort kämpfenden und ringenden Vaterlandes erpreßte, vor ihr brach sie oft in laute Klagen aus über das Unglück der Familie, ihr erzählte sie, daß ihr Vater gestorben sei am gebrochenen Herzen, weil er nicht die Kraft gehabt, Ungarn zu ertöten; daß sein letztes Wort ein Segen für das Vaterland gewesen, und wenn die kleine Juliana, nicht die Klagen, wohl aber die Thränen ihrer Mutter verstehend, mit ihr weinte, so lehrte Helena sie zu Gott beten, er möge in ihrem Bruder dem Vater und dem Vaterlande einen Rächer erstehen lassen.

Wenn ihr Sohn, ihr kleiner Franz, müde vom Spielen, vom wilden Umherrennen, sich zu seiner Mutter flüchtete, so nahm Helena ihn lächelnd an ihr Herz, und lieblich wie Musik klang dem Kinde ihre süße Stimme, wenn sie ihm die Legenden und Sagen Ungarns erzählte, die große Heldenvorzeit Siebenbürgens ihm schilderte, und mit aufflammendem Auge ihm sagte: „Deine Väter waren die ruhmwürdigen Fürsten von Siebenbürgen, und der Fürstenthron von Siebenbürgen ist dein rechtmäßiges Erbe.“

„Warum sitze ich denn nicht auf diesem Fürstenthron,



„wenn er doch mein ist?“ fragte der kleine vierjährige Knabe mit lächelnder Unbefangenheit.

„Weil die Feinde deines Vaters ihn dir genommen haben,“ sagte Helena, ihn fester an sich drückend.

Der Knabe schaute sie an mit trotzig-flammenden Augen. „Wer sind diese Feinde, die mir genommen haben, was mir gehört?“

Helena neigte sich dichter an das Ohr des Knaben. „Mein Sohn,“ sagte sie, „du hast gar viele Feinde, aber an ihrer Spitze steht der Kaiser von Deutschland, der sich den König von Ungarn nennt.“

„Aber die Großmutter sagt ja, daß ich den Herrn König Leopold lieben soll?“ fragte der Knabe verwundert. „Sie hat mir ja befohlen, daß ich täglich zum lieben Gott für den König Leopold beten soll?“

Helena erbehte und preßte den Knaben angstvoll an sich. „Mein Sohn,“ flüsterte sie, „widerstreite der Großmutter niemals, höre schweigend an, was sie dir befiehlt. Aber jetzt horche wohl auf das, was ich dir sagen will: Du darfst zum lieben Gott beten, daß er Ungarn befreie von der schweren Hand seines Königs, und jeden Abend und jeden Morgen sollst du niederknien und beten: Herr, mein Gott, gib, daß ich wachse und gedeihe in der Liebe zu meinem Vaterlande!“

Gib mir Kraft und Gesundheit, daß mein Arm bald stark werde, damit ich mir von meinen Feinden wieder erobere was mein ist, damit ich meinen Fürstenstuhl von Siebenbürgen wieder erkämpfe.“

Und wenn der Knabe mit gefalteten Händen dieses Gebet wiederholte, welches Helena ihm täglich vorsprach, so flammten seine Augen höher auf, und das von goldenen Locken umflossene Kinderangesicht nahm dann einen trotzigen, männlichen Ausdruck an.

Helena sah das mit Entzücken, sie drückte einen Kuß auf die Stirn des Sohnes, die einst von den Thränen seines sterbenden Vaters bethaut worden, und sagte mit einem glücklichen Lächeln: „Mein Sohn, du wirst dereinst ein Held werden, der sich das Erbe seiner Väter wiedererobert. Vergiß es niemals, mein Sohn, daß du der rechtmäßige Fürst von Siebenbürgen bist, und daß Ungarn von dir sein Glück und seine Freiheit erwartet, daß es dein zweites Vaterland ist. Dein Wahlspruch aber sei so lange du lebst: Gott, Vaterland und Freiheit!“

„Für Gott, Vaterland und Freiheit!“ wiederholte der Knabe ernst und feierlich. „Ich will's nimmer vergessen: für Gott, Freiheit und Vaterland!\*) Ich

---

\*) Dies war und blieb, so lange er lebte, der Wahlspruch Franz Rákóczy's.

will auch immer daran denken, daß ich der Fürst von Siebenbürgen bin. Aber," fuhr der Knabe mit schlauem Lächeln fort, „aber ich werde das der Großmutter nicht sagen.“ —

Freilich, es wäre ein gar schlimmer und ungeeigneter Moment gewesen, der Fürstin Sophie Bátori solche Hoffnungen und Wünsche zu verrathen, denn gerade jetzt hatte Sophie mit dem Heldenmuth ihres Geschlechtes den offenen Kampf gegen die Aufrührer, gegen die Ungarn und Siebenbürger abzuschütteln, und Ungarn und Siebenbürgen seine Freiheit und Selbstständigkeit wieder zu gewinnen.

Dem unterdrückten Aufstand, dessen Opfer Graf Brinhi und seine Freunde gewesen, war ein Jahr der erzwungenen Ruhe gefolgt. Aber in diesem Jahre hatte Ungarn von dem deutschen Gouverneur, den der Kaiser dahin gesandt, von den deutschen Truppen, die als ein furchtbares Corps der Rache Ungarn überflutet hatten, so viel Härte, Bedrückung und Pein zu erleiden gehabt, daß das Volk aus seiner schmerzlichen und thränenreichen Ruhe endlich wieder zur That der Verzweiflung, des wilden Zorns aufgestachelt wurde.

Die geknechteten und gewaltsam niedergebrückten Magyaren griffen also schon im Jahre 1677 abermals zu den Waffen, der Aufruhr entfaltete wiederum seine

blutige Fahne, und ihr strömten jauchzend die muthigen Magharen zu. Aber diesmal waren sie nicht allein, diesmal hatten sie einen Bundesgenossen.

Dieser Bundesgenosse des ungarischen Aufstandes von 1677 war der König Ludwig XIV. von Frankreich. Ihm, und seiner Feindschaft gegen das Haus Oesterreich war es eine willkommene Gelegenheit, den Kaiser Leopold in Ungarn zu beschäftigen, und ihm dort Verlegenheiten zu bereiten, die ihn verhinderten, die Pläne des Königs von Frankreich auf Spanien und Holland zu überwachen und abzuwehren.

Die ungarischen Verschwornen hatten Abgesandte nach Frankreich gesandt, um die Unterstützung und die Hülfe König Ludwig XIV. zu erbitten, und ihren Vorstellungen und Bitten war es gelungen, ihr Ziel zu erreichen. Frankreich vereinigte sich mit den ungarischen Magnaten zu einem Bündniß wider den Kaiser und König Leopold I., es versprach den Aufständischen Unterstützung an Geld und Mannschaft, es sandte eine eigene Gesandtschaft an den König von Polen sowohl, wie an den Fürsten Raszyn von Siebenbürgen, um mit beiden Höfen zu unterhandeln wegen ihrer Hülfe für die ungarischen Insurgenten; es warb in Polen ein kleines Heer von sechstaufend Polen und Tataren an, und sandte dieses nach Ungarn zu der

Armee der Aufständischen, an deren Spitze Graf Nikolaus Wesselenhi stand.

Wieder also tobte nun der Aufruhr und Krieg durch das unglückliche ungarische Land dahin, und trug seine Drommetenklänge auch zu den Fenstern des festen Schlosses von Munkacs hinauf. Die beiden Frauen vernahmen diese Klänge mit gar verschiedenen Gefühlen und doch Beide mit freudigem Herzen, mit stolzen Erwartungen. Jede von ihnen hoffte, daß der erneuerte Kampf derjenigen Partei, der sie angehörte, endlich den Sieg bringen würde. Sophie Bátorh, rückwärts schauend auf die Geschichte der verflossenen Jahrhunderte, war überzeugt, daß jede Erneuerung des Kampfes nur dazu diene, die Kraft der Ungarn zu schwächen, die Macht und das Ansehen des Habsburgischen Königshauses zu stählen und zu befestigen. Helena, in der Begeisterung ihres Patriotismus, glühte in der freudigen Ueberzeugung, daß endlich die Sache der Magyaren siegen, daß Ungarn endlich seine Freiheit und Unabhängigkeit sich wieder erringen werde.

Aber ach, Helena konnte ihrer Partei keine Hilfe, keinen Beistand leisten, sie hatte für dieselbe nichts weiter als ihre Sympathien, sie konnte mit ihren Kindern nur für dieselbe ihr inbrünstiges Gebet zum Himmel emporsenden.

Sophie Bátorý, glücklicher als ihre junge Schwiebertochter, konnte dem König, welchem sie mit so viel lothaler Treue anhing, dem sie ewige Dankbarkeit geschworen, weil er ihr Gnade für den Sohn gewährt hatte, jetzt in wirksamen Thaten ihre Dankbarkeit beweisen. Als die Aufständischen mit ihrer Armee herandrückten, um vor allen Dingen Munkacs einzunehmen, und an der starken Veste sich einen Stützpunkt für ihre Unternehmungen zu gewinnen, da verschloß Sophie Bátorý den herandringenden Schaaren die Thore und erklärte, daß sie und ihre Besatzung Munkacs bis zu ihrem letzten Tropfen Bluts gegen die Aufständischen vertheidigen, und nimmer gutwillig ihnen die Thore öffnen werde.

Nun begannen die Aufständischen die Belagerung von Munkacs, und wie oft sie auch von den deutschen Truppen des Kaisers besiegt und vertrieben wurden, immer lehrten sie wieder zu demselben zurück, immer nahmen sie den Kampf um die Festung wieder auf. Aber Sophie Bátorý blieb unerschütterlich in ihrer Ueberzeugungstreue, ihrer Loyalität. Weder die Erfolge der Aufständischen, noch ihre Drohungen vermochten sie zu schrecken, und wenn Helena es wagte, sie im Namen ihrer Kinder, ihres verstorbenen Gemahls anzuflehen, den Freunden und Anhängern

der Mátyás's die Thore zu öffnen, so wies Sophie Bátori sie mit zürnender Verachtung zurück und erklärte, sich lieber unter den Mauern von Munkacs zu begraben, als sie den Rebellen zu überliefern.

Sie selber stellte sich an die Spitze der Besatzung, sie selber leitete die Vertheidigung; ganze Tage lang stand sie neben den Randanieren auf der Mauerkränzung, wanderte sie von Posten zu Posten, und Helena mußte es geschehen lassen, daß auf diesen Wanderungen der muthigen Vertheidigerin von Munkacs ihr kleiner Sohn Franz die Großmutter begleitete, daß er Zeuge war der begeisterten Worte, die Sophie an die Soldaten richtete und mit denen sie dieselben ermahnte, treu zu sein ihrem König und ihrer Pflicht.

Und die muthige Vertheidigung der Fürstin vermochte es immer und immer wieder, die Belagerenden zurückzuschlagen. Vergebens versuchten die Heerführer der Ungarn an den festen Mauern von Munkacs ihre Kraft und ihre Kriegsgewandtheit. Sophie Bátori schlug den Kriegsfeldherrn Teleky siegreich zurück, und gegen seine Nachfolger, gegen Paul Wesselenyi und Nikolaus Forgach, wagte sie sogar mehrmals nächtliche Ausfälle, welche sie selber anführte, und welche jedesmal von so glänzendem Erfolg gekrönt wurden, daß sie die Belagerer in die Flucht jagten.

Jubelnd lehrte dann Sophie Bátorj mit ihren siegreichen Schaaren in die Festung zurück, und während sie in der Kapelle der Burg mit den Ihrigen das Leben sang, lag Helena Brinzi in Thränen aufgelöst in ihrem einsamen Gemach auf ihren Knieen, ihr zur Seite ihre beiden Kinder. Die Jubelhymnen, die Dankeslieder drangen dann wohl hinauf zu der jungen Witwe, die mit ihren Kindern betete: „Gott im Himmel! erbarme dich des Vaterlandes, laß Ungarn einen Rächer, einen Retter auferstehen!“

Wie oft, wenn Helena, dem Befehl ihrer Schwiegermutter gemäß, mit ihr durch die Festung den Rundgang machen mußte, wie oft blieb sie da auf der Ballustrade des Thurmes stehen, und schaute mit schmerzvoller Sehnsucht hinunter in das Thal, schaute hin auf die Zelte der Belagerer, denen ihre Wünsche, ihre Hoffnungen gehörten. Neben ihr stand die Fürstin Sophie Bátorj und ihre begeisterte Rede schilderte den Soldaten den Ruhm und die Belohnung, die ihrer warteten, wenn sie in treuer und muthiger Ausdauer Munkacs vertheidigten gegen die Rebellen. Helena aber schaute, während Jene sprach, immer wieder hinauf zu Jenen, welche Sophie Bátorj die „Rebellen“ nannte, welche Helena Bátorj aber begrüßte als die Vertheidiger des Vaterlandes, und in ihrem zitternden



Herzen betete sie wieder, daß Gott sich ihrer und des Vaterlandes erbarmen, daß er endlich Beiden einen Helden möge auferstehen lassen, der die Macht, den Muth und den Willen habe, sie Beide zu erretten.

Sie wußte es nicht, daß während sie stand und hinabschaute, dort unten bei den Belagerern ein Anderer stand und hinaufschaute, daß er sehnfüchtig alle Tage mit seinem Perspektiv hinauslugte nach der schlanken hohen Gestalt der jungen Witwe Franz Rákóczy's, deren Schönheit und deren Patriotismus von allen Aufständischen begeistert gepriesen ward. Sie wußte nicht, daß dieser Eine, der zu ihr emporschaute, der vor Verlangen glühte sie zu sehen, und sie zu erretten von ihrer Schwiegermutter, daß der zugleich der Held und der Kämpfer sein sollte, den Helena's Gebet von Gott für das Vaterland und für sich selber erfleht hatte.



### Graf Emmerich Tököly.

Dieser Eine, dieser Held und Kämpfer, der Helena Rákóczy befreien und für Ungarn siegreich kämpfen

folgte, es war der junge, kaum zwanzigsjährige Graf Emmerich Tököly, die letzte Hoffnung, der strahlende Held der ungarischen Aufständischen.

Er gehörte zu einer jener großen Magnatenfamilien, die seit Jahrhunderten stets gewohnt gewesen, mit ihrem Blut die Freiheiten Ungarns zu vertheidigen, und auch sein Vater hatte diesen Ueberlieferungen der Familie Tököly sich nicht entzogen. Er war ein thätiger Theilnehmer der Brinhi'schen Verschwörung gewesen, er hatte nach dem Scheitern derselben dem offenen Brief des Königs Leopold sich nicht gefügt, hatte sich nicht unterworfen, sondern hatte es unternommen, sich in seinem Schloß Viskana dem Einrücken der deutschen Truppen zu widersetzen. Aber das Glück hatte ihn, wie alle seine Mitverschwornen, verlassen, er war in der Vertheidigung seines Schlosses gefallen, das Schloß ward genommen und seine Gemahlin, seine Kinder nach Wien als Gefangene abgeführt.

Aber zweien muthigen, entschlossenen Freunden gelang es, mindestens den Sohn des gefallenen Grafen Tököly vor der Gefangenschaft zu erretten.

Sie verkleideten den eilfjährigen Knaben als ein Bauernmädchen, und in ihrer Begleitung, heitere scherzende Lieder singend, mit den deutschen Soldaten verliebte Blicke und Händedrücke austauschend, verließ das

hübsche junge Bauernmädchen das besiegte, brennende Schloß Eilana.

Dieses Bauernmädchen sollte in wenigen Jahren nach Ungarn heimkehren als der mächtigste, unversöhnlichste Feind, der jemals gegen Oesterreich das Schwert erhoben hatte.

Die Freunde, welche den jungen Emmerich Tököly errettet hatten, brachten ihn nach Siebenbürgen. Dort auf den reichen Gütern seiner Familie verbrachte der junge Graf einige stille einsame Jahre, dort lebte er unter der sorgsamten Obhut seiner edlen und gelehrten Erzieher und Lehrer einige Jahre nur seinen Studien, seiner nothwendigen Ausbildung, dort erstarkte das Gemüth des Knaben zu heldenmüthiger Festigkeit, zu kühnem Wollen, und aus dem eifrigen Studium der Geschichte seines Vaterlandes schöpfte er den glühenden Haß gegen Diejenigen, welche seit Jahrhunderten sein Vaterland geknechtet, die Freiheiten desselben mit Füßen getreten und die Patrioten als Verbrecher auf das Schaffot geschleppt hatten. Auf das Gesetzbuch Matthias Corvinus schwur der neunzehnjährige Jüngling, sein ganzes Leben der Befreiung des Vaterlandes weihen zu wollen, Rache, blutige Rache zu nehmen an Denen, die es unterdrückt und gemißhandelt hatten, und nicht eher zu ruhen und zu rasten, als bis Ungarn

wieder geworden, was es in den glorreichen Tagen der Vergangenheit gewesen: Ein freies, selbstständiges Wahl-Königreich.

Mit diesem Schwur nahm Emmerich Tököly Abschied von der Einsamkeit und Stille seines bisherigen Lebens, um hinaus zu gehen in die Welt, in das bewegte Leben, und zu kämpfen und zu ringen nach seinem goldenen Ziel.

Zuerst begab er sich an das Hoflager des Fürsten Apafy, denn die Freundschaft und Mitwirkung des Fürsten von Siebenbürgen war das erste Bedingniß für die Befreiung Ungarns. Der junge, reiche, schöne Kavalierr war eine willkommene Erscheinung am siebenbürgischen Fürstenhofe. Sein heiterer Humor, sein pikanter Witz, seine Gewandtheit in allen ritterlichen Künsten machten ihn bald zum Liebling des Fürsten Apafy. Sein ernstes Streben, seine feurige Begeisterung für die Freiheiten und die Rechte des Vaterlandes, sein frei und kühn ausgesprochener Voratz, sein ganzes Leben der Erlösung des Vaterlandes weihen zu wollen, gewannen ihm die Zuneigung und das Vertrauen des Grafen Teleky, des allmächtigen Ministers von Siebenbürgen, dem der Fürst Apafy gern und willig die ganze Last der Regierungsgeschäfte und des Regierens übertrug. Graf Teleky, der Kriegsgeübte

Feldherr, der kluge Diplomat und Politiker, erkannte gar bald die hohen Geistesgaben, den entschlossenen, edlen und genialen Charakter des jungen Tököly, er begrüßte ihn im Geiste als den Helden, nach welchem die bedrückten Völker von Ungarn und Siebenbürgen so lange geseufzt, und er reichte ihm daher vertrauensvoll die Hand zum großen und heiligen Bündniß.

Und dieses Band der Zuneigung, welches der Patriotismus um den Mann und den Jüngling geschlossen, es sollte durch die Liebe noch fester, noch unauflöslicher gemacht werden!

Emmerich Tököly verlobte sich mit der schönen Tochter Teleky's, und das Fest der Verlobung war zugleich die Feier, welche das Bündniß Siebenbürgens mit den ungarischen Unzufriedenen besiegelte. Geschmückt mit dem Verlobungsring seiner schönen Braut, begleitet von ihren Thränen, ihren Segenswünschen, verließ Graf Emmerich Tököly alsdann den siebenbürgischen Hof, um nun, treu seinem Gelübde, den Kampf der Rache und der Befreiung zu beginnen. Und diesmal schien es in der That, als solle der Fluch des Unglücks und des Unterliegens, der so lange und mit so blutiger Schwere auf Ungarn gelastet, endlich dem Glücke, dem kühnen Willen weichen. Ganz Ungarn war gerüstet und thatbereit, überall herrschte

freudige Zuversicht und Einstimmigkeit des Wollens. Die Hinrichtungen, die Verfolgungen hatten dem Heere der Unzufriedenen neue und machtvolle Kämpfer geworben, die Zahl der Anhänger des Königs um viele einflußreiche Häupter verringert. Und außerdem stand Ungarn diesmal nicht allein. Es hatte, wie gesagt, seine Bundesgenossen. Mit ihnen rückte ein Korps des Fürsten von Siebenbürgen, unter Teleky's Anführung, in Ungarn ein. Das von Ludwig dem Bierzehnten geworbene Hilfskorps von Polen und Tataren hatte schon unter Paul Wesselenhi einige wichtige Siege errungen, war weit vorgebrungen in Ungarn; und hatte den deutschen Truppen schon einige wichtige Plätze abgenommen. Und nun gab das Schicksal den Heerschaaren der Unzufriedenen, was allein ihnen noch gefehlt hatte.

Es gab ihnen einen Anführer, es stellte an ihre Spitze einen jungen, todesmuthigen, freiheitsbegeisterten Helden. Dieser Held war Emmerich Tököly; in ihm repräsentirte sich ganz Ungarn, er war gewissermaßen die Inkarnation des Nationalgefühls, des Widerstandes der Ungarn gegen das Haus Habsburg, und alle Sterne künftiger Hoffnungen schienen über ihm zu leuchten, alle Umstände sich zu seinen Gunsten zu fügen. Er war es, der Ungarn den Beistand Sieben-

bürgens sicherte, der bald durch seinen glühenden Haß gegen Oesterreich sich und den Seinen den Beistand der Türkei gewinnen sollte.

Die Stimme des jungen Helden schallte nun kühn und muthig durch ganz Ungarn dahin, sie rief alle Edelleute von Ungarn auf zum Kampf, sie drohte mit Todesstrafe allen denen, welche sich diesem Rufe entziehen wollten. Aber diese Drohung war unnöthig, denn ganz Ungarn jauchzte seinem Aufrufe freudig entgegen, alle Edelleute strömten waffengerüstet, kriegsbereit in das Lager des jungen Helden, und bald war seine anfangs so kleine Schaar zu einer Armee von zwanzigtausend Mann angewachsen.

Mit dieser begann Emmerich Tököly nun den Kampf, wie er wähnte, den Entscheidungskampf Ungarns gegen Oesterreich!

Und das Glück schien ihm anfangs günstig zu sein, es heftete den Sieg an seine Fahnen, es ließ ihn weit vorbringen in Oberungarn, es bahnte ihm den Weg bis Preßburg. wo er siegreich, die deutschen Truppen verjagend, seine Stellung nahm. Nun schickte in das Lager Tököly's der Kaiser Leopold seine Unterhändler, um mit dem jungen ungarischen Helden um den Frieden zu unterhandeln, und ihm Versöhnung anzubieten.

Tököth überlegte, er hat sich Bedenkzeit aus, und bewilligte eine längere Waffenruhe. Ein neues Moment war in das Leben des jungen Helben getreten, sein Herz glühte nicht mehr blos der Freiheit und dem Vaterlande, — es glühte für Helena Brinji, die junge Witwe Franz Rákóczy's, die im feindlichen Munkacs neben der königlich gesinnten Schwiegermutter ihre Tage dahinsenfzte.

Emmerich Tököth wollte nicht nur Munkacs erobern, er wollte sich auch die Geliebte erobern, die dort weilte unter der strengen Obhut Sophie Batóry's. Beide Ziele wollte er zu gleicher Zeit erringen, und mit ihnen doch auch dem höchsten, dem unverrückbaren Ziel, der Befreiung des Vaterlandes nachstreben.

Er ließ daher das Schwert sinken, und begann zu unterhandeln: offenkundig mit dem Kaiser in Wien und mit der Kommandantin auf Munkacs, heimlich und unter den tiefsten Schletern des Geheimnisses mit den Groß-Bezieren und den Pascha's der Pforte in Ofen.

Dem Kaiser zeigte er sich geneigt zur Unterhandlung und gütlicher Vermittelung, der Kommandantin von Munkacs, deren letzte ausgesendete Schaaren er besiegt hatte, bot er den Frieden, unter der Bedingung,



daß sie ihm die Hand ihrer Schwiegertochter, die Hand Helena Brinhi's bewillige.

Sophie Bátorh nahm diesen Antrag mit freudiger Ueberraschung auf, denn die Kraft ihres Widerstandes war endlich erschöpft gewesen, und was sie Helena bis jetzt nicht hatte sagen mögen, das bekannte sie ihr jetzt. Munkacs war nicht im Stande, einen neuen Sturm auszuhalten, es mußte fallen, wenn Helena nicht den Preis bewilligte, den der Belagerer forderte, wenn sie nicht einwilligte, ihm seine Hand zu reichen.

Helena Brinhi verbarg das freudige Klopfen ihres Herzens unter erröthendem Schweigen, sie sagte ihrer Schwiegermutter nichts davon, wie lange ihr Herz und ihre Phantasie sich schon beschäftigt habe mit dem jungen strahlenden Helden, der zur Befreiung Ungarns vom Schicksal selber gesandt schien, sie gestand ihr nicht, daß er ihr als der Erretter, der Messias erschien, dem ihre ganze Seele entgegenjauchzte. Mit niedergeschlagenen Augen, mit leiser Stimme begehrte sie, bevor sie sich entscheiden könne, erst eine persönliche Zusammenkunft mit dem Grafen Emmerich Tököly, eine Zusammenkunft, bei der auch ihre beiden Kinder gegenwärtig sein sollten.

Sophie Bátorh bewilligte ihr diese Forderung,

und am Fuße der Festung Munkacs auf freiem Felde, vor den Augen der Belagerer und der Belagerten, fand diese Zusammenkunft statt.

Beide jung, Beide schön, Beide von feurigem, leidenschaftlichem Charakter, bedurfte es nicht vieler Worte, vieler Auseinandersetzungen, um sich zu verständigen. Ihre Herzen flogen sich entgegen, ihre Seelen verstanden einander mit dem ersten Blick, den sie miteinander wechselten. Mit Entzücken schaute Emmerich Tököly auf dieses schöne junge Weib, das vor ihm stand mit allem Liebreiz einer verschämten jungen Braut, und von deren Stirn doch so viel Hoheit und Heldensinn leuchtete. Strahlend von Glück und Wonne waren seine Blicke, als er Helena anschaute, aber sie verfinsterten sich, als er sie von ihr abwandte, und sie auf ihre Kinder heftete, die ihr zur Seite standen.

So flüchtig dieser Blick war, Helena hatte ihn doch gesehen, und ihn doch verstanden mit dem Instinkt der Mutterzärtlichkeit. Sie zog die Kinder fester zu sich heran, und küßte zärtlich ihre geliebten Häupter.

„Es sind die Kinder Franz Rákóczy's,“ sagte sie heiter, „sie sind das Vermächtniß, welches er Ungarn hinterlassen hat. Wer mich liebt, der muß mir schwören, daß er meine Kinder, die Kinder Franz Rákóczy's,

lieben und hochhalten, daß er ihnen ein treuer, zärtlicher Vater sein will!"

"Ich schwöre bei Gott, und bei dem Andenken an den edlen, unglücklichen Fürsten Franz Rákóczy," sagte Emmerich Tököly feierlich, "schwöre, daß ich die Kinder Franz Rákóczy's lieben und hochhalten, daß ich ihnen ein treuer und zärtlicher Vater sein will!"

Helena wiegte leise zustimmend ihr Haupt, ein glückliches Lächeln umspielte ihre Lippen und ein sanftes Roth färbte gleich dem Rosenglanze eines beginnenden Tages ihre zarten Wangen. Aber dieses Lächeln erstarb schnell wieder, und eine Wolke lagerte sich auf ihrer schönen hohen Stirn.

"Graf Emmerich Tököly," sagte sie feierlich, "ist es wahr, was mir meine Schwiegermutter berichtet? Habt Ihr mit dem König und Kaiser Unterhandlungen angeknüpft, wollt Ihr den Frieden vermitteln zwischen ihm und den Unzufriedenen?"

Tököly schaute sie an mit einem langen brennenden Blick, als wolle er auf ihrem Angesicht die geheimsten Gedanken ihrer Seele lesen. Aber dieses Angesicht blieb ruhig und stille, es verrieth nichts.

"Es ist wahr, Fürstin, was Euch Eure Frau Schwiegermutter erzählt hat," sagte er zögernd, das Auge fest auf sie gerichtet. "Ja, ich habe mit dem Kö-

nig Unterhandlungen angeknüpft, ich will den Frieden zwischen ihm und den Unzufriedenen vermitteln.“

Helena's Stirn verbüsterte sich noch mehr, ihre Wangen übergieß Todesblässe. „Ich kann niemals die Eure werden, Graf,“ sagte sie fest und entschieden.

„Und weshalb nicht?“ fragte er glühend, ihre beiden Hände fassend, und ihr tief in die Augen schauend.

Sie zog fast ungestüm ihre Hände aus den seinen fort, aber seinem Anschauen begegnete sie mit festem, entschiedenem Blick. „Ich habe mir selber einen feierlichen Schwur geleistet,“ sagte sie, „ich habe geschworen, nur dem Manne mich zu vermählen, der den schmachvollen Tod meines edlen Vaters, das Märtyrertum meines Gemahls rächt. Nur dem unveröhnlichen, starken und rachedurstigen Feinde Oesterreichs kann ich meine Liebe und meine Hand schenken.“

„So schenkt sie mir,“ sagte Emmerich Tököly strahlenden Angesichts. „Was Niemand außer Gott weiß, das sollt Ihr wissen, Helena, Euch will ich meine geheimsten Pläne vertrauen!“

Und er neigte sich zu ihr, und sprach flüsternd lange und lebhaft zu ihr.

Mit strahlendem Angesicht lehrte Helena sodann wieder nach Munkacs zurück.

„Ich bin bereit, dem Grafen Emmerich Tököly meine Hand zu reichen,“ sagte sie zu ihrer Schwiegermutter. „Er hat mir versprochen, die Kinder meines Gemahls zu lieben, wie seine eigenen, den nutzlosen Kampf aufzugeben, und die Waffen niederzulegen, sobald ich seine Gemahlin geworden.“

„Aber bevor dies sein kann, müssen wir vor allen Dingen die Einwilligung des Kaisers zu erlangen suchen,“ erwiderte Sophie Bátorj eifrig. „Ich habe das dem Grafen Tököly gemeldet, und er hat mir zugesagt, den Waffenstillstand bis dahin dauern zu lassen.“

„Er wird mehr thun,“ sagte Helena ruhig; „er wird, um dem Kaiser und Euch ein glänzendes Zeugniß seiner Friedensliebe zu geben, sofort die Belagerung von Munkacs aufgeben, sich nach Stebenbürgen zurückziehen, und dort in tiefster Ruhe die Entscheidung des Kaisers abwarten.“

Und also geschah es! Emmerich Tököly hob die Belagerung von Munkacs auf, und zog sich nach Stebenbürgen zurück. Er sandte zugleich dem Minister Teleky den Verlobungsring zurück, den er von seiner Tochter empfangen, und brach mit dünnen Worten das Verlöbniß mit ihr ab.

Graf Teleky erglühete in Zorn über diese ihm und seiner Tochter zugefügte Beleidigung, er schwur dem

Beleidiger blutige Rache, und als der allmächtige Minister und Rathgeber des Fürsten Apafy kündigte er den ungarischen Mißvergünstigten sofort die Mithilfe Siebenbürgens auf, wollte er den Kampf gegen Oesterreich allein, ohne Verbindung mit den Ungarn fortsetzen.

Dieser ausbrechende Zwist zwischen Tököly und dem Haupt der siebenbürgischen Armee war dem Kaiser Leopold ein vollgültiger Beweis von Tököly's aufrichtigem Wunsch einer Versöhnung und seiner Friedensliebe. Er gab seine Einwilligung zur Vermählung Helena's mit dem Grafen Tököly, und um den Frieden mit dem gefährlichen und mächtigen Anführer der unzufriedenen Ungarn nicht noch länger zu verzögern, willigte er in dessen beide anderen Bedingungen: er übergab Tököly, als dem Gemahl der Witwe Franz Rákóczy's, dem Stiefvater und natürlichen Vormund des jungen Franz Rákóczy des Zweiten, die demselben zugehörenden festen Plätze und Schlösser, und zog die deutschen Besatzungen aus denselben zurück. Er versprach ferner einen Reichstag einzuberufen, der den Ständen von Ungarn Gelegenheit böte, sich mit dem Könige zu verständigen und ihre Forderungen geltend zu machen.

Nun öffneten sich die Thore von Munkacs, und

der Graf Emmerich Tököly zog in die Festung ein, die er so lange belagert hatte, und die ihm jetzt nicht die Gewalt der Waffen, sondern die Kraft der Liebe zu eigen gegeben. Am 19. Mai 1682 fand zu Munkacs die Vermählung des jungen Paares statt, und zum ersten Mal jetzt seit langen Jahren der Schmerzen und der Demüthigungen strahlte Helena's schönes Angesicht in einem glücklichen Lächeln, als sie neben dem jungen schönen Grafen Emmerich Tököly am Altare stand. Das feierliche Ja, mit welchem sie ihm innige Liebe und Treue gelobte, es kam aus der Tiefe ihres Herzens, die Thränen, die in ihren Augen standen, es waren Thränen des Glückes und der Freude!

Die Liebe hatte sie erlöst aus den Banden der Dienstbarkeit, der Abhängigkeit von Sophie Batóry, und nicht mehr die Schwiegermutter, sondern der Stiefvater ihres Sohnes war jetzt der Herr und Gebieter von Munkacs, von Onod und Batak, von Tokaj und Szathmár.

Von dem Traualtar rückkehrend in ihre Gemächer, nahm Helena die Hand ihres kleinen, jetzt sechsjährigen Sohnes Franz Rákóczy und führte ihn zu dem Grafen Tököly hin.

„Mein Sohn,“ sagte sie, „sieh da deinen zweiten Vater, den Rächer deines ersten Vaters. Liebe ihn,

wie er dich lieben wird, und sei ihm gehorsam als ein treuer und zärtlicher Sohn. Er wird dir wiedergehen, was dir deine Feinde genommen haben, er wird deinen Vater und deinen Großvater rächen, er wird dir deinen Fürstenthum von Siebenbürgen wieder erobern!"



VIII.

Sophie Bátor's Tod.

Das Ziel war also erreicht, welches Tököly in verschwiegendem Herzen sich selber gesteckt. Er hatte nicht bloß sich die Geliebte erobert, sondern er hatte auch ohne Schwertstreich sich zum Herrn von fünf festen Plätzen in Ungarn gemacht, und ohne Blutvergießen sie den königlichen Truppen abgewonnen.

Einige Monate nach seiner Vermählung noch hielt er sich still und unthätig in Munkacs neben seiner jungen Gemahlin, die er mit jedem Tage leidenschaftlicher und glühender liebte, schien er nichts mehr zu wollen, nichts mehr zu begehren, als an ihrer Seite



zu sein, sie anzuschauen, ihr zu erzählen von seiner Liebe und seinem Glück.

Aber Helena selber weckte den jungen Helden aus diesem süßen Hindämmern, diesem seligen Genügen.

„Das Vaterland wird eifersüchtig auf mich werden,“ sagte sie zu ihm mit holdem Lächeln, „das Vaterland wird mich verwünschen, wenn ich ihm den Helden entziehe, von dem es seine Freiheit, seine Ehre und Unabhängigkeit erhofft. Geh’ denn, mein Held und mein Geliebter, folge dem sehnstüchtigen Ruf des Vaterlandes, wolle nicht, daß es mir fluche als einer abtrünnigen, ehrlosen Tochter. Du bist Rinaldo, ich aber will keine Armida sein, die dich in Fesseln schlägt und deinem Arm das Schwert entwindet. Geh’ denn, mein Rinaldo, meine Liebe geht mit dir!“

Und Tököly ging; er raffte sich empor aus der glückseligen Ruhe, er nahm wieder das Schwert zur Hand. Er nahm die Maske von seinem Angesicht, und warf sie dem Kaiser Leopold als Fehdehandschuh hin, er rief es laut in alle Rüste aus, daß er nimmer rasten und ruhen wolle, bis alle deutschen Truppen aus Ungarn verjagt seien, bis Ungarn wieder ein freies, selbstständiges Königreich geworden.

Und um dieses Ziel zu erreichen, nahm Emmerich

Tököly legt die dargebotene Hülfe des unversöhnlichsten Feindes von Oesterreich an, die Hülfe der Türkei.

Statt sich nach Preßburg zu dem dort einberufenen Reichstag zu begeben, eilte Tököly nach Ofen. Dort traf er mit Kara Mustapha, dem Bezier des Sultans, zusammen und verabredete mit ihm die Bedingungen des Bündnisses zwischen der Türkei und den ungarischen Unzufriedenen. Dort empfing er die Zusicherung, daß der Sultan ihn mit Waffen, Geld und Truppen bis zur völligen Eroberung und Befreiung von Ungarn reichlich unterstützen werde, gab er dagegen die Versicherung, daß er, selbst wenn er dereinst regierender Fürst von Oberungarn sein werde, dennoch immer den Sultan als seinen Schutzherrn anerkennen, und ihm eine stete Jahressteuer von vierzigtausend Gulden zahlen wolle.\*)

Nun entbrannte der Kampf auf's Neue, nun ertönte wieder wildes Kriegsgeschrei durch ganz Ungarn dahin, nun zog der Großvezier mit einer wohlgerüsteten türkischen Armee in Ungarn ein, lagerte sich bei Essek. Mit jedem Tage schwoll die Armee Tököly's zu größerer Macht an, und neue Siege gegen die könig-

---

\*) Franz Rákóczy II. Ein historisches Charakterbild. S. 43.

lichen Truppen bezeichneten sein Vorrücktschreiten. Die Bergstädte, die festen Plätze wurden in raschen Siegen von ihm erobert, und bald war ganz Ungarn in seiner Gewalt.

Es war nicht allein sein persönlicher Heldenthum, welcher ihm zu allen diesen Siegen verhalf, sondern neben ihm und mit ihm kämpfte ein machtvoller, feuriger Dämon, dem der Hauptantheil an allen Siegen gebührte. Dieser Dämon, das war der Haß der Ungarn gegen Oesterreich. Kaum hatten die deutschen Truppen, von Tököly's Schaaren vertrieben, eine Provinz, ein Banat geräumt, so griffen die Einwohner jubelnd zu den Waffen, strömten sie in Schaaren herbei, um sich unter die Fahnen der Aufständischen einzureihen.\*)

So hatte er nach kurzer Gegenwehr die deutschen Truppen aus Kaschau und Eperies vertrieben und lenkte seinen Lauf jetzt nach der starken Festung Fülek, die vom Grafen Kohary vertheidigt ward. Hier, bei der Belagerung von Fülek, vereinigten sich mit ihm die Hülfsstruppen, welche der Sultan ihm gesendet und an deren Spitze sich der Pascha von Ofen selbst befand. Vergebens war Graf Kohary's mannhafter und

---

\*) A. de Genardo: *La Transilvanie et ses habitants*. 70.

tapferer Widerstand, er mußte den überlegenen Schaaren Tököly's sich ergeben, er mußte die Thore von Fülek dem Sieger öffnen, er selber ward zu harter Gefangenschaft in den Kerker von Munkacs abgeführt, die Besatzung durfte abziehen, dann aber ward Fülek nach dreitägiger Plünderung in Brand gesteckt, seine Mauern gesprengt und die jüngst noch so starke königliche Festung in einen Schutthaufen verwandelt.\*)

Ein Courier brachte diese Freudekunde nach Munkacs. Helena empfing ihn mit freudestrahlendem Angesichte, und lohnte den Ueberbringer so herrlicher Nachricht mit fürstlichen Geschenken.

Sophie Bátorh, die jetzt gramvollen und gebeugten Herzens auf Munkacs dieselbe Rolle einnahm, welche sechs lange schmerzvolle Jahre hindurch die Witwe ihres Sohnes neben ihr gehabt, Sophie Bátorh fühlte sich von dieser Kunde wie von einem herniederzuckenden Blitzstrahl zerschmettert. Der Zorn, das demüthigende Bewußtsein, sich überlistet, getäuscht zu sehen, hatte alle diese letzten Wochen her an ihrem Herzen genagt, und je heller und freudestrahlender Helena's Antlitz geworden, desto düsterer, schmerzvoller ward das ihrer Schwiegermutter.

---

\*J. Felsler, Geschichte der Ungarn. IX. 315.

Sophie Bátorh sah sich jetzt auf einmal gescheitert mit allen ihren Hoffnungen, ihren Plänen. Nicht bloß die Herrschaft über Munkacs, die Vormundschaft über die Schwiegertochter und die Kinder ihres Sohnes ward ihr durch Tököly entzogen, sondern jetzt seit seiner Schilderhebung gegen den Kaiser brachte Tököly die Schwiegermutter seiner Gemahlin in Gefahr, dem Kaiser als eine schlimme Rathgeberin, ja als eine Verrätherin zu gelten. Sophie Bátorh war es ja gewesen, welche den Kaiser vermocht hatte, in eine Vermählung Helena's mit dem Grafen Tököly zu willigen, sie hatte sich verbürgt für die friedliebenden Gesinnungen, die Unterwürfigkeit Tököly's. Und kaum hatte die Vermählung stattgefunden, kaum war aus allen festen Plätzen der Rakóczy's die deutsche Besatzung abgezogen, so hatte der friedliebende, zur Unterwerfung bereite Graf Emmerich Tököly sich wieder in den Anführer, den Feldherrn der Aufständischen verwandelt.

Munkacs, das unter Sophiens kühner Leitung Jahre hindurch den Aufständischen getrogt, war jetzt die Residenz ihres Führers und Feldherrn geworden, und für jahrelange Demüthigung und Pein nahm Helena nun ihre Rache, indem sie laut und freudig ihre Sympathien für die Aufständischen bekannte, jeden neuen Sieg ihres Gemahls mit jubelnder Stimme ihrer

Schwiegermutter verkündigte, und ihre beiden Kinder zur Verherrlichung dieser Siege in prunkenden Festtagskleidern erscheinen ließ.

Sophie Bátorj hatte alle diese kleinen Nadelstiche der Frauenrache, alle diese Kränkungen und Demüthigungen mit schweigender Ruhe ertragen, sie hatte ihren Schmerz und ihre Wuth in sich hinein gepreßt, und niemals hatten ihre stolzen Lippen sich zu einer Klage, einem Worte des Unmuths geöffnet. Nur waren ihre Wangen täglich bleicher, ihre Augen glanzloser geworden. Die stolze, hoheitsvolle Gestalt war geneigt, ihr Gang schwankend und unsicher, ihre Stimme leise und kraftlos geworden.

Der Gram zehrte an dem Mark ihres Lebens, und Sophie Bátorj fühlte es wohl, daß der Todtenwurm, der in ihrer kranken Brust hämmerte, an ihrem Sarge arbeitete. Aber sie wollte doch nicht, daß Helena sie schwach und hinfällig sehen sollte, sie legte Schminke über ihre todesbleichen Wangen, sie hielt ihre Gestalt, wenn sie mit der Schwiegertochter zusammen war, gewaltsam aufrecht, sie zwang sich zur Heiterkeit, zu ruhigem Lächeln, und schien es gar nicht zu hören, wenn der kleine Franz, ihr Enkel, mit lautem Jubel Nieder sang, in denen die jüngsten Siege der Aufständischen und seines Stiefvaters Tököly gefeiert wurden.

Aber die Nachricht von dem Falle der Festung Fülel erschütterte doch die stolze Ruhe der armen Fürstin Sophie Bátorh, und als der heldenmüthige Vertheidiger der Festung, Graf Kohary, als Gefangener nach Munkacs gebracht und hinabgeführt ward in die tiefen Kerker der Feste, da stürzten zum ersten Mal die Thränen, die so lange nur in ihr Herz hatten zurückschließen dürfen, aus ihren Augen hervor.

Die einstige Herrscherin und Kommandantin von Munkacs war besiegt, gebemüthigt, und das Bewußtsein, daß ein edler, tapferer General des von ihr so geliebten Kaisers Leopold gleich einem Verbrecher in den Kerkern von Munkacs schmachtete, brach ihr das Herz.

Als am Nachmittag dieses Tages, an welchem Graf Kohary nach Munkacs gebracht worden, Helena in das Gemach ihrer Schwiegermutter trat, fand sie dieselbe bleich, lang ausgestreckt auf dem Divan liegend, und nicht wie sonst empfing sie Helena mit einem ruhigen Lächeln, sondern sie starrte sie mit stolzen, trozigen Blicken an, und ihre Lippen murmelten leise, aber verständlich genug das Wort: „Verrätherin!“

Helena hatte dies Wort gehört, und den stolzen Blick voll Haß empfunden, aber sie lächelte doch und erschien ganz unbefangen, denn das Bewußtsein, sogleich

ihre Rache nehmen zu können, machte sie zufrieden und freudig. Die langen Leidensjahre, welche sie unter der Botmäßigkeit ihrer Schwiegermutter erduldet, hatten sie mitleidslos und hart gemacht gegen Sophie, und als sie jetzt neben ihrem Ruhebett stand, als sie in das bleiche, düstere, zornvolle Angesicht Sophie Bátor's schaute, da erinnerte sich Helena, wie einst ihr Gemahl Franz Rákóczy auch so bleich, so leidensvoll vor ihr gelegen, wie er mit trauriger Resignation zu ihr gesagt: „weine nicht, weil ich sterbe, sondern weil ich gelebt habe.“

Und damals hatte Sophie Bátor auch mitleidslos, mit strengem Angesicht, kalt und ohne Thränen dagestanden. Diese jetzige Stunde sollte die Schmerzensklage ihres vor Gram gestorbenen Gemahls rächen, sie sollte ein Sühnopfer sein, das sie den Manen Franz Rákóczy's darbrachte.

„Ich komme, um Abschied zu nehmen, meine Mutter,“ sagte Helena jetzt mit ihrer sanften, melodischen Stimme. „Ich muß auf Befehl meines Gemahls noch heute Munkacs verlassen.“

„Und wohin geh'st du, meine Tochter?“ fragte Sophie Bátor mit-erzwungener Ruhe.

Helena's Antlitz leuchtete höher auf. „Ich gehe



nach Ofen zumelnem Gemahl, der dort bei dem Pascha des Sultans weilt!" rief sie freudig.

"Ja," sagte Sophie, „ja, ich weiß. Der Graf Tököly hat sich mit den Ungläubigen vereinigt, um seinen christlichen König und Herrn zu bekämpfen, er hat sich zu einem Renegaten erniedrigt, der seinen Gott und seinen König verläugnet.“

„Ihr irrt, Frau Fürstin!" rief Helena freudig, „er hat seinen Gott niemals verläugnet, sondern ihm allezeit treu gebient, er hat seinen König niemals verläugnet, denn er hat niemals einen König von Ungarn anerkannt. Jetzt aber wird er dem Vaterlande, dem theuren Ungarn, einen König und Herrn geben, dem es freudig und willig gehorchen und ihm die Krone des heiligen Stephan geben wird.“

„Und wer wird dieser neue König sein?" fragte Sophie Bátorj mit spöttischem Lächeln.

„Er selber wird es sein, mein Gemahl, der Graf Emmerich Tököly," sagte Helena ruhig. „Er wird hinfort König von Ungarn sein, dem Titel und der That nach. Der Sultan will dem ruhmreichen Besieger der Oesterreicher ein glänzendes Zeichen seiner Bewunderung geben, er hat ihm einen Ehrensäbel und den Raftan gesandt, er ernennt Emmerich Tököly zum regierenden König von Ungarn, und auf der großen Ebene

bei den Ruinen von Füleß soll die feierliche Ernennung und Ausrufung stattfinden. Der Bezier Ibrahim Pascha hat den Fürsten von Siebenbürgen, dessen Feldherrn Michael Teleky, alle Großen aus Siebenbürgen und Oberungarn dorthin in sein Lager berufen, und jetzt ruft mein Gemahl auch mich und die Kinder, jetzt ruft er uns zu sich, daß wir Zeuge sein sollen seines Triumphes, daß wir Theil haben sollen an den Ehren, die man ihm bereitet. O, meine Mutter, wenn jetzt der Geist meines Gemahls vom Himmel auf mich herniedersehen kann, so wird er lächeln und zufrieden sein, denn er wird die Mutter seines Sohnes als die Königin von Ungarn sehen!“

„Er wird die Mutter seines Sohnes sehen als eine Verrätherin, als eine lächerliche Komödiantin, die auf eine Stunde sich als Königin verummant, die eine Rolle spielt, welche der Türke ihr aufgegeben!“ rief Sophie Bátorj, indem sie sich langsam von ihrem Ruhebett emporhob.

Hochaufgerichtet, mit todesbleichem, verfallenem Angesichte, aber mit blitzenden Augen stand sie jetzt vor ihrer Schwiegertochter da, und ihre Blicke voll Haß und Zorn schienen Helena zerschmettern zu wollen.

„Gehe hin, stolze, kindliche Thöria!“ rief sie mit lauter, hallender Stimme, „folge nur dem Ruf des

Abtrünnigen, und des Ungläubigen, lade die Schmach der Lächerlichkeit auf dich, trage eine Fürstenthrone, welche der Muselman dir verleiht. Der Fluch deiner That aber wird auf dich zurückfallen, auf dich und die Deinen. In dieser Stunde sage ich mich los von dir und deinen Kindern. Du bist nicht mehr die Witwe Franz Rákóczy's, du bist das Weib des Renegaten und Verräthers Emmerich Tököly. Deine Kinder sind die abgefallenen letzten Blätter des Stammes Rákóczy, der Sturm hat sie verweht, und sie werden verwelken und verstauben auf fremder Erbe, unbekannt und unbeklagt. Du willst dich Königin von Ungarn nennen? aber ich sage dir, Helena Brinji, die Königin von Ungarn, wird dereinst in Armuth und Elend zum Himmel emporschreien um Erbarmen, sie wird flüchtig, verbannt und gedemüthigt in der Fremde umherirren und sterben in Noth und Elend. An diesem Tage wird mein Geist auch vom Himmel herniederblicken, und er wird selig lächeln und zufrieden sein, denn er wird die Königin von Ungarn als eine Bettlerin und Bandflüchtige sehen!"

Ein lautes, höhnisches Lachen tönte von den bleichen Rippen Sophie Batóczy's, dann auf einmal juckte sie zusammen, sie stieß einen wilden Schrei aus und sank wie eine gefällte Eiche lang und starr zu Boden.

Ein Schauder erfüllte Helena's Herz, sie wandte sich ab und entfloß.

---

IX.

### Der Stiefvater.

Neben den Ruinen von Fälet fand einige Tage später eine glänzende Feierlichkeit statt. Dort in seinem Lager bei Eßel sollte der Pascha von Ofen im Namen des Sultans den Grafen Tököly empfangen und ihm die höchsten Ehren darbringen.

Emmerich Tököly's Memoiren geben von diesem Empfang folgende Schilderung: „Tököly, der bei Balkowar die Donau überschritten hatte, folgte einer Einladung Ibrahim Pascha's, und machte sich auf, den Bezier in seinem Lager bei Eßel zu besuchen. Der Tschiaus Pascha, begleitet vom Szahilar Agasi und mehreren andern Aga's und dem ersten Dolmetsch des Sultans, Maurofordato, als Dragoman, wurden Tököly drei Meilen weit entgegen geschickt. Sechszwanzig Delhis des Beziars boten ihm ihre Dienste an, und sagten ihm, daß sie gekommen seien, um seinen Befehlen zu gehorchen.“

Sie ritten auf dem noch übrigen Theil des Weges bis zum Lager der Türken an der Spitze des Zuges. Nach ihnen kamen einhundert und fünfzig wohlberittene Huzaren mit Trompeten und Timbaleu. Einer von ihnen trug eine Fahne von blauem Seidenzeug, auf der man einen goldenen Arm sah, der ein bloßes Schwert in der Hand hielt, und als Umschrift den Namen Tököly trug. Alsdann kam eine rothe Fahne mit Tököly's Wappen und ihr folgten mehre Diener, die sechs Handpferde von echt arabischer Race führten. Fünfzig ungarische Edelleute, sowohl Protestanten als Katholiken, unter ihnen der Graf Hommonai, kamen sodann. Darauf marschirte ein Trompeter, nach dem verschiedene ungarische und türkische Soldaten im brüderlichen Verein folgten. Sieben weitere Sattelpferde wurden nach ihnen dahergeführt von Reitknechten in reicher ungarischer Tracht. Hinter diesen sah man den Grafen Tököly selbst, auf einem prächtig aufgeschirrten Pferde, das ihm der Bezier gesandt hatte. Er war umgeben von sechs Personen mit Liegerfellen auf dem Rücken, in ungarischer Tracht aus grauem Tuch mit Luchspelz und silbernen Treffen besetzt, eine lange weiße Feder auf der ungarischen Mütze. Nach ihm kam sein Wagen, in welchem sich seine Gemahlin befand, an jedem Schlag gingen sechs

Heiducken, gekleidet in Stoffen von rother Seide mit orangefarbenem Sammt eingefast, mit langen Federn auf den Mützen. Alsdann kam noch eine andere Kutsche und zwei Kaleschen, gefolgt von einer grünen Fahne, hinter der eine Compagnie wohlausgerüsteter und wohlgewaffneter Heiducken dahermarschirte. — Zuletzt kam noch ein Trupp von Reitern, die mit den Uebrigen im Zuge zusammen vierhundert Mann ausmachten. In dieser Ordnung kam Tököly vor dem Zelt des Beziars an, der ihm und seinen Kavalieren prächtige Kastrans darbrachte. Außerdem beschenkte er Tököly mit einem Unterkleid von rothseidenem Stoffe, in welchem kleine silberne Blumen eingewirkt und der mit Hermelin gefüttert war. Darauf führte der Bezier ihn in ein Zelt, welches man für ihn hergestellt hatte und das umgeben war von mehreren andern kleineren Zelten für die Edelleute seines Gefolges. Man bereitete dem Grafen Tököly diesen glänzenden Empfang auch deshalb, um dem, im türkischen Lager anwesenden Abgesandten des Kaisers Leopold zu zeigen, in welcher hohen Achtung das Haupt und der Chef der Unzufriedenen bei der Pforte stände.“ \*)

---

\*) Histoire d'Emmeric Comte de Tekeli ou Mémoires pour servir à sa vie. p. 120. folgd.

Man sieht, es war ein wahrhaft fürstlicher Empfang, den man dem Grafen Tököly bereitet hatte, ein Empfang, der wohl geeignet schien, das Auge des fünf- undzwanzigjährigen Mannes zu blenden und seine Seele mit stolzen und ehrgeizigen Plänen zu erfüllen. Helena Brinhi gab sich mit jauchzendem Herzen dem Zauber dieser Stunde hin, die ihr ein glänzender, herrlicher Ersatz dachte für lange Jahre der Demüthigung und der Schmerzen, und als der Bezier mit lauter, dröhnender Stimme ihren Gemahl zum König von Ungarn ausrief, strahlte ihr Angesicht vor freudigem Stolz und ihre leuchtenden Augen grüßten mit flammendem Liebesblick den jungen schönen Gemahl, der da drüben an der Seite des Bezierr stand, und den jetzt die Fanfaren und das Pöbelgeschrei der Ungarn und Türken begrüßten als den König von Ungarn.

Er aber, der Graf Emmerich Tököly, ließ sich nicht verblenden von dem äußeren Glanz dieses Momentes. Tief-ernste und schwere Gedanken beschäftigten seine Seele und seine nach innen gewendeten Blicke schauten nicht auf den Prunk der Gegenwart, sondern auf die Gefahren und die düstern Wolken der Zukunft.

Nicht aus niederem, persönlichem Ehrgeiz hatte er bis dahin gekämpft, nicht war es ihm darum zu thun

gewesen, sich mit dem Blut und dem Leben der auf dem Schlachtfelde gefallenen Ungarn für sich selber eine Krone zu erobern. Er hatte gekämpft und gestritten für das Vaterland. Ihm hatte er Ehre, Freiheit, Selbstständigkeit erobern wollen, ihm den Purpur der Souverainetät, die Krone des freien Königthums. Darüber hinaus reichten seine Wünsche nicht, und kein Schattenehrgeizigen Strebens sollte sein Handeln und Wirken umdüstern.

Das dachte Tököly, und stark und freudig durch dieses Bewußtsein lehnte er den Königstitel ab, und wenn er einwilligte, sich den Fürsten und Gouverneur von Ungarn zu nennen, so that er das nicht für sich, sondern um der Mißvergnügten willen, die zu ihrer Einheit und ihrer Gesamtstärke eines Oberhauptes, eines regierenden machtvollen Armes bedurften. \*)

Bald nach diesen glänzenden Tagen von Küstel schloß Tököly mit den Truppen des Kaisers einen sechsmonatlichen Waffenstillstand und gönnte seinen Truppen die Wohlthat ruhiger Winterquartiere.

Er selber kehrte nun auf einige ruhige Monate nach Munkacs heim, um dort an der Seite seiner angebote-

---

\*) Fessler, Geschichte der Ungarn. IX. 137.



ten Helena glückliche Tage der Liebe und des Glückes zu durchleben.

Wohl rief ihn das Vaterland und die Kämpfe und Stürme der Politik immer wieder fort von Munkacs, das jetzt ihm eine Insel der Glückseligkeit dachte, umrauscht von den wilden Fluten der Insurrektion. Aber immer wieder kehrte er liebend und zärtlich dahin zurück, wo ihn Helena mit holdem Lächeln und freudigem Liebesblick willkommen hieß, und wo er gewiß war, immer für seine Siege belohnt, für seine Unfälle getröstet zu werden, wo ihn sein schönes, edles und kluges Weib empfing, wohl befähigt und geeignet Theil zu nehmen an allen seinen Plänen und mit Rath und That ihm beizustehen in der Ausführung derselben.

Noch ein anderer glänzender Tag folgte für Tököly dem Tage von Züle. Es war dies der Triumphtag von Kaschau 1683, wohin er einen Reichstag berufen hatte, und wo die aus ganz Ungarn zusammengeströmten Magnaten einstimmig die vom Sultan vollzogene Erhebung Tököly's zum Fürsten von Ungarn bestätigten und ihm als ihren Fürsten und Herrn den Eid der Treue leisteten.

Muthvoll und mit unerschütterlicher Energie setzte er den glühenden Kampf gegen das Haus Habsburg

fort, aber es rächte sich doch an ihm das unnatürliche Bündniß, das er zur Erreichung seines Ziels dem Vaterlande aufgebürdet hatte. Mit dem Türken, dem Ungläubigen hatte er sich verbunden, mit ihm, dem Barbaren, dem starren Verächter aller Civilisation und alles Fortschrittes, kämpfte er gegen die christlichen Stammesgenossen, gegen die Kultur und Bildung, und dieses unnatürliche Freundschaftsbündniß mußte sein eigenes Verderben zur natürlichen Folge haben.

Seit den glänzenden Ehrentagen von Kaschau begann der Glücksstern Emmerich Tököly's zu erbleichen und niemals wieder sollte er in seinem früheren Glanze strahlen. Im selben Jahre 1683 schon zogen die siegreichen Schaaren der Türken nach Oesterreich, drangen vor bis Wien, und belagerten den Kaiser in seiner eigenen Burg. Aber der König von Polen Johann Sobiesky eilte zur Rettung Wiens herbei, besiegte die Türken in blutiger Schlacht und jagte sie zurück über die Grenze.

Und diese besiegten Türken waren die Bundesgenossen Tököly's. Sie rächten sich für ihre eigene Niederlage an Tököly, indem sie ihn gegen den Sultan beschuldigten, er habe die Niederlage der türkischen Armee, den Verlust von Wien verschuldet, weil er sich wenig eifrig gezeigt, und statt mit seinen ungarischen

Schaaren die türkische Armee zu unterstützen, es vorgezogen habe, zurückzubleiben und das Schloß von Preßburg anzugreifen. Tököly indeß, von dieser Anlage seiner Feinde und Neider rechtzeitig benachrichtigt, eilte selbst nach Konstantinopel, und seinen überzeugenden Beweisen, seiner glänzenden Beredsamkeit gelang es diesmal noch, das Vertrauen des Sultans wieder zu gewinnen und vollständige Genugthuung zu erlangen.

Von allen diesen Kämpfen, diesen Siegen, wie gesagt, kehrte Tököly immer wieder mit erneuerter Sehnsucht heim nach Munkacs zu seiner Helena, der angebeteten Geliebten seines Herzens, der Vertrauten aller seiner Pläne, der Freundin und Rathgeberin in den Tagen der Unfälle und Bedrängnisse. Aber diese glühende Liebe, welche er seiner Gemahlin weihte, vermochte Tököly doch nicht zu übertragen auf ihre Kinder. Für ihn waren Juliana und Franz Rákóczy immer nur die Kinder des ersten Gemahls, die düstere Erinnerung an einen Mann, der sie geliebt vor ihm, das mahnende Zeugniß, daß ein Anderer sie schon besessen, bevor Helena die Seine gewesen. Er war eifersüchtig auf diese Kinder ihrer ersten Liebe, und jeder Kuß, den Helena dem Sohn gab, jeder Blick voll Mutterzärtlichkeit, den sie auf ihn heftete, welcher das treue Ab-

bild seines Vaters war, traf das Herz Tököly's wie ein verwundender Pfeil.

Aus dieser Eifersucht des Liebenden entsprang gar bald ein wilder, zorniger Haß gegen den armen kleinen Stieffohn. Tököly sah in ihm jetzt nicht bloß mehr das lebendige Monument von Helena's erster Liebe, er ward ihm der Rival auch in der Politik und im Ruhm. Wenn Franz Rákóczy zum Jüngling herangewachsen, mußte er der natürliche Nebenbuhler seines Stiefvaters werden, hatte er für sich den ruhmvollen Namen seines Vaters, seine berechtigten Ansprüche auf die Krone von Siebenbürgen und mehr noch auf seine in Ungarn belegenen Besitzungen. Tököly war alsdann genöthigt, die fünf Festungen der Rákóczy, welche jetzt die seinen waren, in denen Tököly's Besatzungen lagen, zu verlassen und sie dem Stieffohne zu übergeben. Er mußte dann wie ein Vasall, der von seinem Lehnherrn beseitigt wird, auch Munkacs verlassen, dieses schöne, stolze Munkacs, das dem Feldherrn als starke Festung wichtig, dem Liebenden als der Tempel seiner Liebe und seines Glückes werth und heilig war.

Zwar mußten noch zwölf Jahre vergehen, bevor Franz Rákóczy mündig und selbstständig war, aber Tököly war es sich wohl bewußt, daß dieser Kampf der unzufriedenen Ungarn gegen den Kaiser, dieser

Kampf seines türkischen Bundesgenossen gegen das verhaßte Haus Habsburg, welches mit ihm um die Macht und den Besitz Ungarns den erbitterten Vernichtungskampf begonnen, auch lange blutige Jahre erfordern würde, bevor er zur Entscheidung geführt. Er fürchtete nicht ohne Grund, daß leicht die Jahre des unentschiedenen Kampfes die Jahre der Minorität Franz Rakóczy's überdauern möchten, und diese Furcht fachte seinen Haß und Zorn gegen den Stiefsohn nur noch höher an.

Der arme kleine Knabe ahnte nichts davon; seinem unschuldsvollen Kindersinn war der Mann seiner Mutter der wirkliche Vater, und er hing an ihm mit rührender Innigkeit. Seine großen dunklen Augen richteten immer mit frohem Leuchten sich zu der hohen Gestalt des schönen Stiefvaters empor, so oft er in seine Nähe kam, seine kleinen Hände streckten sich ihm zu freudigem Gruß entgegen, seine purpurnen Kinderlippen erhellten sich stets zu einem glücklichen Lächeln, wenn Tököly in das Zimmer trat.

Und während in der ersten Zeit nach seiner Vermählung Tököly niemals ein Wort, einen Blick für den kleinen Franz gehabt, schien er jetzt, da der Knabe heranwuchs, da seine zarte kleine Kindergestalt sich mehr und mehr entwickelte, plötzlich die glühende Nei-

gung des Knaben für den Stiefvater eben so glühend zu erwidern. Er mochte nicht mehr ohne den Knaben sein, er verlangte, daß derselbe beständig in seiner Nähe sei, er konnte es nicht ertragen, ihn auch nur eine Stunde zu entbehren. Wenn Helena, wie sie sonst gepflegt, sich mit ihm beschäftigen wollte, so entzog Tököly den Knaben fast ungestüm ihren Armen und führte ihn mit sich fort auf seine Gemächer, wo der kleine Franz dann freilich stundenlang schweigend und still sitzen mußte, nicht wagen durfte sich zu regen, um nicht den Vater in seinen Studien, seinen ernstesten Beschäftigungen zu unterbrechen.

Wenn Tököly hinausritt auf die Jagd, so mußte der Knabe neben ihm sein, oft auf wildem, unbändigem Roß ihn begleiten, um zu lernen ein wildes Roß zu zügeln, und sich fest im Sattel zu behaupten. Freilich lief der Knabe Gefahr, daß seine schwachen kleinen Hände das Thier nicht bewältigen, die Zügel nicht straff genug fassen konnten, freilich war er mehr als einmal schon von dem wilden Renner, auf den man ihn gehoben, wie ein lästiges Insekt abgeschüttelt worden, und man hatte ihn betäubt, blutend zu seiner Mutter zurückgebracht. Aber Helena hat doch vergeblich, daß man ihren kleinen Franz schonen, ihn so rauen Uebungen entziehen möchte.

Tököly erwiderte ihr lächelnd: „Ich will deinen Sohn zu einem Helden bilden, und darum muß er sich schon als Kind gewöhnen allen Gefahren zu trotzen, und alle Schwierigkeiten zu besiegen.“

Helena wagte es nicht, dieser zärtlichen Sorge ihres Gemahls für den Sohn zu widerstehen und gegen seine Erziehungsmethode energisch zu protestiren. Sie ließ es geschehen, daß ihr geliebter kleiner Franz mehr und mehr der stete Gefährte seines Stiefvaters ward, daß er bald sogar nicht bloß zur Jagd, sondern auch zur Schlacht und hinaus in das raue Lagerleben ihn begleiten mußte.

Mit dem Instinkt des liebenden Frauenherzens hatte sie die Eifersucht des Gemahls auf den Sohn errathen, und sie wußte daher, daß sie es vermeiden mußte diese Eifersucht zu reizen, niemals den Anschein zu gewinnen, als ob sie den Sohn mehr liebe, als den Gemahl.

Niemals hatte sie versucht Tököly zurückzuhalten, wenn er auszog zum Kampf, zum blutigen Gefecht, immer hatte sie ihn mit heldenmüthiger Freudigkeit, des Sieges gewiß, dahinziehen lassen. Sie durfte es daher nicht wagen, jetzt sich besorgter, angstvoller zu zeigen für den kleinen Franz, der doch mit die Gefahren Tököly's theilen, mit an seiner Seite sein sollte

Sie fügte sich daher, sie ließ das zarte Kind mit hinausziehen in das Lager, sie unterdrückte ihre Thränen, ihr ängstliches Herzklopfen, um mit lächelndem Angesicht Tököly zu bitten, daß er das Kind lieben und halten möge, wie sein eigenes.

Tököly versprach es wohl, aber sobald Helena nicht bei ihm war, schien auch seine Liebe zu dem Sohne zu verblaffen, seine Sorgfalt für ihn zu ermat-ten. Er hatte dann kein Wort der Liebe, keinen Blick mehr für Franz, und mit barscher Stimme befahl er ihm, sich unter sein Gefolge zurückzuziehen, und nicht zu ihm zu kommen, als bis er ihn rufe.

Aber Tököly rief ihn niemals. Der letzte Erbe der Fürsten Rákóczy gehörte jetzt nur noch zu dem Gefolge des Grafen Tököly, und oft, wenn dieser gegen Sturm und Regen im Lagerzelt Schutz und Obdach fand, mußte der kleine Franz im strömenden Regen draußen bei dem Gefolge bleiben; oft, wenn Tököly nach einem Tage anstrengenden Marsches, blutigen Kampfes, oder eiligen Rückzuges endlich am Abend in seinem Zelt rastete, und am Genuß warmer Speisen sich labte, so war für den fürstlichen Stiefsohn, der draußen stand in Sturm und Regen, nichts weiter übrig als ein Stück Brot, der elende Rest eines



kalten Stückes Fleisch, — die Brosamen von der Tafel des Stiefvaters.

Der kleine Franz indessen schien alle diese ihm angethane Unbill gar nicht zu bemerken, vielmehr freute er sich der Entbehrungen, die man ihm auferlegte, der Gefahren, deren man ihn aussetzte, und wenn sein alter Diener, der treue Keurkocsh, mit schmerzlichem Unwillen klagte über die Härte Tököly's gegen den Stieffohn, so verwies der kleine Franz es ihm zürnend und rief: „Mein theurer Vater hat mir gesagt, daß er mich zu einem tapfern Soldaten erziehen will, und ein Soldat muß lernen jedes Unwetter zu ertragen, fröhlich zu sein, auch wenn er hungert und durstet, und allen Gefahren muthig entgegen zu gehen. Wie soll ich mir aber meinen Fürstenstuhl von Siebenbürgen wieder erkämpfen können, wenn ich kein guter Soldat werde?“

„Wenn man aber so fortfährt,“ seufzte der alte Diener, „wenn man Sie täglich so unbarmherzig in Gefahren stürzt, so werden Sie aller Wahrscheinlichkeit nach gar nicht die Zeit erleben, wo Sie zum Soldaten herangereift sind, denn man wird Sie vor der Zeit getödtet haben! Aber ich werde das nicht zugeben, ich werde es der Frau Fürstin sagen, auf welche Art der zärtliche Herr Stiefvater sein Versprechen erfüllt, für

meinen lieben Prinzen zu sorgen, als wär' er sein eigener Sohn.“

„Ich verbiete es dir, auch nur ein Wort der Klage zu meiner Mutter zu sagen!“ rief der Knabe mit Ungeftüm und mit blickenden Augen. „Sie würde sich ängstigen, und meinen Vater bitten, mich schonender zu behandeln. Ich will aber nicht geschont werden; ich selber habe den Grafen Tököly gebeten, mich zu einem Soldaten zu machen, der nicht Wind noch Wetter scheut, der, wenn er sein Nachtlager auf dem Steinpflaster, und zu seinem Abendessen ein Stück Brod hat, eben so zufrieden ist, als schliefe er in seidnen Betten und hätte das schönste Gulsasfleisch zum Abendessen verzehrt. Ich verbiete dir also, auch nur ein Wort der Klage oder des Bedauerns zu meiner schönen Mutter zu sagen.“

Der treue Diener schwieg also, und Helena erfuhr nichts von der harten Behandlung, den Strapazen, Entbehrungen und Gefahren, deren man ihren armen kleinen Sohn so absichtlich aussetzte.

Auch schien es, als wenn gerade diese Lebensweise dem Knaben außerordentlich zusagte, und als ob man mit derselben gerade das Gegentheil von dem erreichte, was man beabsichtigte. Seine Gesundheit erstarkte sichtlich, seine Wangen, die bisher die bleiche Stuben-

farbe vermeichlichter und verhäßschelter Kinder gehabt, zeigten jetzt das frische Infarnat der Jugend, seine kleine schwächige Gestalt schoß schneller empor, und die breite Brust, die kräftigen Schultern zeugten von frischer Lebenskraft und erstarktem Wohlbefinden. Man hatte den Knaben tödten wollen mit den Strapazen, denen man ihn unterzog, aber man hatte ihn dadurch nur abgehärtet, und ihn ganz und gar unempfindlich gemacht gegen alle Einflüsse der Witterung und der Entbehrungen.

Das Antlitz Tököly's ward noch düsterer, wenn er es dem Sohn zuwandte, der mit so freudigem Muth alle Gefahren überwand, so heiter lächelte zu allen Entbehrungen, so frisch und fröhlich mit seinen hellen Augen hineinschaute in das Leben, als ob ihm dies ein unverlierbares Eigenthum sei. Aber Tököly schien dieses Widerstreben seines eigenen Herzens überwinden zu wollen, und er ward auf einmal jetzt wieder der liebevolle, zärtliche Stiefvater. Er ließ den Knaben nicht mehr von seiner Seite, er zeigte für ihn die zärtlichste Sorgfalt, er befahl, daß man ihn behandle mit all' der Zuvorkommenheit und Ehrfurcht, welche ihm, als dem jungen Fürsten, gebühre. Er zeigte seine Liebe und Zärtlichkeit mit solcher Ostentation, daß Reurkocz aufmerksam und mißtrauisch ward, und mit ängstlichen

Bliden den Knaben überall hin begleitete, als ahne er eine Gefahr, die ihn bedrohte. Wenn der kleine Franz schlief, so saß der treue Keurkoczj vor seinem Lager und beobachtete ihn, und wich nicht von ihm während der Nacht. Zu den Füßen seines jungen Herrn war sein Lager, und nur, wenn er zuvor sorgfältig umhergeschaut, ob nirgends Jemand verborgen sei, wenn er die Thüren verriegelt hatte, legte er sich mit dem Degen in der Hand zu den Füßen des Knaben nieder, um auch zu schlafen. Begab sich der kleine Franz in das Zelt seines Vaters, um mit ihm zu speisen, so folgte ihm Keurkoczj dahin, stand ernst und hoch, wie eine Schildwache, hinter dem Stuhl des Knaben, und duldete es nicht, daß irgend ein Anderer ihn bediente. Er selber legte ihm vor von den Speisen, schenkte ihm ein von den Getränken, aber bevor der Knabe davon essen und trinken durfte, kostete Keurkoczj sowohl die Speisen als die Getränke und erst dann durfte der Knabe davon genießen.

„Ich habe, so lange der Fürst Franz Rátoczj I. lebte, immer sein Vorkoster sein müssen,“ sagte Keurkoczj ehrfurchtsvoll zum Grafen Tököly, „und auf seinem Tobtenbette habe ich meinem lieben seligen Herrn feierlich schwören müssen, für seinen Sohn Alles das zu thun, was ich für den geliebten Vater gethan

habe. Darum wird mir der Herr Graf verzeihen, wenn ich der Vorkoster meines jungen Fürsten bin und bleibe.“

„Ich bitte dich, daß du es bleibst,“ sagte Tököly lächelnd, „und ich mache es meinem lieben Franz zur Pflicht, daß er nichts genieße, was sein alter treuer Diener Keurkocsh nicht vorher gekostet habe.“

Am Abend dieses Tages, während der kleine Franz mit dem Grafen Tököly zum Retagnosziren ausgeritten war, trat ein Fremder in das Zelt ein, in welchem Keurkocsh eben das Lager seines jungen Herrn ordnete.

Dieser Fremde hielt in seiner Hand eine große Pergamentrolle, von der an silbernen Schnüren einige Siegel herniederhingen.

„Könnt Ihr lesen, Keurkocsh?“ fragte der Fremde, und als dieser bejahte, rollte er das Pergament auseinander und legte es auf den kleinen Feldtisch hin. „So lest dies!“ rief er gebieterisch.

Keurkocsh neigte sich über das Pergament und las es aufmerksam. „Es ist eine Schenkungsurkunde,“ sagte er gleichgiltig. „Man verschenkt darin Schloß Partosh mit reichem Park und hundert Morgen Landes in aller Form Rechtsens. Aber an wen man es schenkt, das weiß ich nicht, denn der Name des Empfängers ist offen gelassen.“

„Wenn Ihr wollt, so schreibe ich Euren Namen hinein,“ sagte der Fremde. „Versprecht mir, daß Ihr das thun wollt, um was ich Euch bitten werde, und das Schloß Partosy mit hundert Morgen Landes ist Euer.“

„Und was ist es das ich thun soll?“ fragte Keurkoczhy ruhig.

Der Fremde zog ein kleines zusammengefaltetes Papier aus seinem Busen hervor und reichte es Keurkoczhy hin. „Nehmt dies Pulver,“ sagte er mit leiser flüsternder Stimme, „nehmt es und schüttet es heute Abend in den Nachtrunk des kleinen Franz Rákóczy.“ \*)

„Das heißt, ich soll ihn vergiften?“ fragte Keurkoczhy bebend.

„Das heißt, Ihr sollt das Vaterland von einer Gefahr befreien, die ihm in der Zukunft droht,“ flüsterte der Andere. „Wir bedürfen vor allen Dingen der Einheit, der ungeschwächten Kraft, um endlich den Sieg erlangen zu können. Vierzehntausend Streiter sind es, die von den Gütern und festen Plätzen der Rákóczy und der Armee des Fürsten Tököly von Ungarn zugeführt sind, in den fünf Festungen der Rá-

---

\*) Franz Rákóczy. Ein historisches Charakterbild. 59.

kocz liegt die Hälfte seiner Macht. Die Sache Ungarns ist verloren, wenn Tököly einst diese Festungen an seinen Stieffohn abtreten soll, und nicht er wird dann mehr der Fürst von Ungarn sein, er wird sich in dem Stieffohn den gefährlichen Rival erzogen haben, und die Feindschaft Beider wird dann das mühsam aufgeführte Werk der Einheit und Freiheit wieder zerstören. Stirbt der Knabe, so ist seine Mutter die Erbin seiner Güter, und durch sie ist dann auch ihr Gemahl der Erbe. Rettet also Ungarn, indem Ihr den lästigen Knaben bei Seite schiebt. O, schaut nicht so bleich und angstvoll drein. Bedenkt nur, Ihr werdet ein reicher, unabhängiger Mann werden, Niemand auf Erden mehr dienstbar sein! Ihr werdet ein schönes, prächtiges Schloß besitzen, einen köstlichen Park, reiches Ackerland Euer Eigenthum nennen. Nehmt dies Pulver, schwört mir bei Allem, was Euch heilig ist, daß Ihr es heute Abend noch dem Knaben in den Nachtrunk mischt, und seht — hier habe ich ein Fläschchen mit Dinte und eine Feder gleich mitgebracht, schwört — und ich schreibe Euren Namen in diese Schenkungsakte.“

„Aber der Graf Tököly wird mich hinrichten lassen, bevor ich mein Besitzthum angetreten habe,“ sagte

Reurkocz behebend. „Er wird den Mord seines geliebten Stieffohnes an dem Mörder rächen und strafen.“

„Er wird gar nicht ahnen und vermuthen, daß Ihr sein Mörder seid. Er glaubt ja, daß Ihr den Knaben liebt, wie Euren eigenen Sohn, und wenn der kleine Franz daher in dieser Nacht an heftigen Krämpfen stirbt, so wird Graf Tököly gar nicht auf den Gedanken kommen, daß er ermordet sei. Er wird ganz einfach annehmen, daß der Knabe sich beim heutigen Stagnosiren erkältet habe, und an der Kollik gestorben sei. Er wird den fürstlichen Stieffohn weder seziren, noch von Aerzten besichtigen lassen, aber er wird ihn mit militärischen Ehren begraben lassen und dann, zum Dank für die Treue und Liebe, die Ihr dem theuren Kinde während seines ganzen Lebens bewiesen, wird er Euch diese Schenkungsakte des Schlosses Bartosy übergeben.“

„O!“ rief Reurkocz mit lautem Lachen, „nun durchschaue ich Euch, nun sehe ich doch, daß Ihr nur Scherz mit mir treiben wollt. Ihr gebt Euch das Ansehen, als ob der Fürst von Ungarn selber um die Sache wüßte, die Ihr von mir verlangt, als ob er die Mordthat billigen würde. O, aber ich weiß schon, wie das Alles zusammenhängt. Tököly mißtraut mir, er glaubt ich könnte vielleicht deshalb mich zum Vor-



koster seines jungen Herrn gemacht haben, weil ich  
 dann die Macht und Gelegenheit hätte, ihn zu ermor-  
 den. Er will mich prüfen, ob ich wirklich ein treuer  
 und unbestechlicher Diener bin, auf den er sich ver-  
 lassen kann, oder ob es den Feinden seines geliebten  
 Stieffsohns dennoch gelingen könnte, mit großen Ver-  
 sprechungen und Geschenken mich zu bestechen. Des-  
 halb macht er zum Schein selber einen Bestechungs-  
 versuch und thut, als wollte er mich dingen zum  
 Mörder seines geliebten Stieffsohnes. Nehmt also hier  
 die Schenkungsakte und Euer Gift zurück, sagt dem  
 Fürsten Tököly, er hätte zum guten Glück dem armen  
 Keurkocsh ohne Grund gemißtrauet. Sagt ihm, Ihr  
 hättet ihn treu befunden, und der zärtliche, edle Herr  
 Stiefvater dürfe ganz ohne Sorgen sein, denn nimmer  
 würde es den Feinden der Rákóczy gelingen, den  
 treuen Diener zu bestechen. Er trachte nicht nach Gold  
 und Schätzen, und nur den einen Ehrgeiz habe er, den  
 fürstlichen Knaben treu und liebevoll zu über-  
 wachen, damit er dereinst ein Jüngling werde, der  
 seinen Vater räche und sich den Fürstenstuhl von Sie-  
 benbürgen, der ihm gebühre, wieder erobere. Geht  
 und sagt das dem Grafen Tököly, berichtet ihm, daß  
 ich sein Mißtrauen nicht verdient habe, und es nie  
 verdienen werde, denn ich liebe auf Erden nichts als  
 diesen Knaben, und will nichts als ihn glücklich sehen.“

„Nun wohl, ich werde das dem Grafen Tököly berichten!“ rief der Fremde hastig. „Ihr habt Recht, er wollte Euch prüfen und Eure Treue auf die Probe stellen. Es wird ihn freuen, zu hören, daß Ihr die Prüfung gut bestanden habt.“

Er nahm die Pergamentrolle und entfernte sich hastig. Am andern Tage aber reichte der sonst so stolze Fürst von Ungarn dem alten Diener seines Stieffohnes mit einem freundlichen Lächeln die Hand dar.

„Ihr seid ein treuer Diener, ein edler Mensch,“ sagte er, „und ich werde es stets für meine Pflicht erachten, Euch dankbar zu sein. An dem Tage, an welchem mein lieber Franz majorenn wird, und ich ihn als Herrn einsetze in die Festungen, die sein Erbe sind, an dem Tage werde ich Euch die Schenkungsakte übergeben, die Euch das Schloß Bartosy zum Eigenthume macht. Der Mann, der so lange ein unbestechlicher treuer Diener war, verdient es wohl, daß er dann endlich ein selbstständiger, unabhängiger Herr werde. Ihr habt's errathen, ich wollt Euch prüfen, und ich danke Gott, daß Ihr die Prüfung so gut bestanden habt.“

---

## Die Reise nach der Türkei.

Hinfort schien das Leben des Knaben unangefochten und Keurkocsh's Wachsamkeit, die nimmer rastete, entdeckte doch nichts, was ihm gefährlich dünkte. Tököly war und blieb jetzt immer der zärtliche, freundlich gesinnte Vater des jungen fürstlichen Knaben, der alle Gefahren seines wechselvollen Lebens mit ihm theilen mußte.

Und von Gefahren umringt war das Leben Emerich Tököly's immer. Der blutige Kampf mit Oesterreich dauerte von Jahr zu Jahr, ward von beiden Seiten mit gleicher Erbitterung, gleicher Hartnäckigkeit fortgesetzt. Wenn zwar in Oberungarn die Armee der Unzufriedenen einen Sieg über die österreichischen Generale errungen, so hatten zur selben Zeit in Niederungarn vielleicht andere österreichische Heeresabtheilungen den Aufständischen und ihren türkischen Bundesgenossen eine bedeutende Niederlage bereitet; man kam hier um einen Schritt weiter, um dort zwei Schritte zurückzuweichen.

Das Glück, welches in den ersten Jahren des Kampfes den Fahnen Tököly's gefolgt war, schien

sich jetzt von ihm abzuwenden, drohte ihn zu verlassen. Denn nicht die Feindschaft Oesterreichs allein hatte er zu bekämpfen, sondern auch die Feindschaft, den Neid und das Mißtrauen seiner eigenen Bundesgenossen, der Türken. Die Minister und Generale des Sultans sahen mit scheelem Auge auf den Fremdling, der sich der Gunst des Sultans erfreute, der über sie gesetzt war, und dem sie in den militärischen Anordnungen gehorchen sollten. Sie waren geüffentlich bereit, ihm überall Hindernisse in den Weg zu legen, sie widerstrebten allen seinen Plänen mit zäher Hartnäckigkeit, gehorchten ihm nur mit Widerwillen, und thaten Alles nur halb, was Tököly angeordnet. Sie waren fortwährend bemüht, das Ohr des Sultans gegen ihn einzunehmen, ihm Mißtrauen einzulösen gegen den ungarischen Befehlshaber, der sich das Ansehen gäbe, als kämpfte er gegen den Kaiser Leopold, während er doch absichtlich bemüht sei, für ihn zu wirken, und durch seine schlechten Anordnungen dem Kaiser einen Blag nach dem andern ausliefere und in die Hände spiele.

Tököly kannte diese Feindschaft der Diener des Sultans sehr wohl, und er sah die Nothwendigkeit ein, dem Sultan einen unwiderleglichen Beweis seiner Treue und Anhänglichkeit zu geben. Was konnte

er ihm zu diesem Zwecke Köstlicheres und Schöneres darbringen, als den eigenen geliebten Stieffsohn, als den Erben von Munkacs, dem Hauptbollwerk der ungarischen Unzufriedenen? Wenn er dem Sultan den Stieffsohn Franz Rákóczy als Geisel überlieferte, so mußte das gewiß jeden Verdacht gegen ihn beseitigen, jeder Verleumdung die Spitze abbrechen, und für die Zukunft alle Zweifel an Tököly's Treue unmöglich machen. Denn mit dem Stieffsohn übergab er der Pforte zugleich den künftigen Prätendenten von Siebenbürgen, den künftigen Feind des von den Türken eingesetzten siebenbürgischen Fürsten Apafy, und wenn Tököly die Treue brach, war es so leicht dafür Rache zu nehmen, indem man dafür die Geisel, die er gestellt, büßen ließ, indem man den Prätendenten des siebenbürgischen Fürstenthums ermordete.

Was die Strapazen und Gefahren, was die Bestechung und das Gift nicht vermocht hatten, das sollte jetzt die Reise nach Konstantinopel zu Stande bringen: sie sollte den verhaßten Stieffsohn, den unbequemen Erben auf immer beseitigen.

Ganz heimlich und in der Stille waren die Verhandlungen geführt worden, ganz heimlich und in der Stille wollte Graf Tököly es zu Ende führen, und erst, wenn der kleine Franz Rákóczy längst die Grenze

der Türkei überschritten hatte, sollte seine Mutter Helena erfahren, wohin er gegangen. Ganz heimlich und in der Stille wurden alle Vorbereitungen zur Abreise getroffen, alle Arten von Handwerkern kamen ins Lager, um dem kleinen Prinzen kostbare Kleider, goldgepreßte Stiefeln, und Alles, was zu einer glänzenden fürstlichen Toilette gehörte, anzufertigen.

Keurkocsch sah das Alles mit staunender Ueberraschung, aber während er nur erfreut zu sein schien, beobachtete er, spähte er umher nach irgend einem Zeichen, das ihm die Absichten Tököly's verrathen möchte.

„Ich soll eine Reise machen,“ hatte der kleine Prinz ihm frohmüthig gesagt, „deshalb läßt mir mein Vater so köstliche Kleider machen, lauter prächtige Kleider mit Gold und Pelzwerk verziert.“

„Aber warum darf ich diese Kleider niemals sehen?“ fragte Keurkocsch, „warum rufen Sie mich nicht, wenn man Ihnen dieselben anprobt?“

„Weil mein Vater es nicht liebt, daß man davon spricht, daß er mir so kostbare Sachen anschafft, während so viel Noth im Lande herrscht,“ sagte der Knabe lächelnd. „Mein Vater hat mir gesagt, ich dürfe deshalb auch hier gar nicht meine Kleider anziehen, aber ich würde eine Reise machen, einen mächtigen Herrn

befuchen, und vor ihm sollte ich mich mit allen meinen neuen Kleidern schmücken.“

„Sagen Sie mir nur dies Eine, Prinz,“ bat Keurkocsy dringend: „wie sind denn Ihre Kleider gemacht? Sind sie nach ungarischem Schnitt, oder sind es Uniformen?“

„Weder das Eine noch das Andere!“ lachte der Knabe; „es sind lange Gewänder, die bis auf die Füße herabreichen, rings herum mit Pelz verbrämt, mit Gold oder Silber gestickt, mit langen aufgeschlitzten Ärmeln, dazu kommen ganz weite seidene Pantalons und prächtig golddurchwirkte, enganschließende Unterkleider mit engen Ärmeln, die unter den weiten aufgeschlitzten Ärmeln des Oberkleides hervorschauen.“

„Das ist ja ein vollständiger türkischer Anzug?“ rief Keurkocsy entsetzt, „es fehlt nichts als die gelben Stiefeln und der Turban!“

„Oh, die beiden habe ich auch!“ sagte der Knabe triumphirend, „ganz prächtige gelbe und rothe Stiefeln, und Turbane von echten türkischen Schwals mit Brillantagrassen daran.“

„Und wann, wann werden Sie reisen, Prinz?“ fragte der Diener ängstlich.

„Das weiß ich nicht! Mein lieber Vater hat es

mir noch nicht gesagt, aber gestern hörte ich, wie sein Haushofmeister zu ihm sagte, in vier Tagen würde Alles bereit sein, in vier Tagen könnte die Abreise erfolgen, und so denke ich denn, daß es dann geschehen wird, denn mein Vater antwortete: Eilt Euch nur! Je früher Ihr fertig seid, desto besser ist es. Aber,“ fuhr der Knabe fort, indem er zärtlich seine Arme um den Hals des alten Dieners schlang, „aber ich reise nicht ohne dich! Du mußt bei mir bleiben, mein guter alter Freund, und so sehr ich mich auf die Reise freue, so will ich doch hier bleiben, wenn du mich nicht begleiten darfst!“

„Ach, mein Kind!“ seufzte der alte Diener, indem er mit Thränen in den Augen seinen Liebling an sein Herz preßte, „sie werden dich nicht um deinen Willen fragen, sondern du wirst thun müssen, was sie wollen. Aber hören Sie, Prinz, um was ich Sie jetzt bitten will. Sagen Sie dem Herrn Fürsten Tököly nicht, daß Sie mir erzählt haben von Ihrer Reise. Er möchte Ihnen sonst zürnen, daß Sie das Geheimniß nicht gut bewahrt haben. Es ist besser, daß der Fürst glaubt, ich wisse nichts davon, im übrigen seien Sie heiter und guter Dinge! Ich hoffe zu Gott, daß er in seiner Gnade Sie behüten und beschützen wird, und daß er die Anschläge Ihrer Feinde vereitelt!“



Keurkocz hatte Alles begriffen, Alles verstanden. Die türkischen Kleider, die man dem kleinen Prinzen anfertigte, hatten ihm das Ziel der Reise verrathen. Er kannte das Ceremoniell, nach welchem Niemand, selbst nicht die Gesandten der auswärtigen Mächte, anders als in türkischen Gewändern, mit dem Turban und dem Kaftan angethan, am Hofe des Sultans und vor seinem Angesicht erscheinen durften. Da man also dem Prinzen türkische Gewänder gemacht, so war er bestimmt, nach Konstantinopel zu gehen und vor dem Sultan zu erscheinen.

„Aber er soll nicht gehen, ohne daß seine Mutter benachrichtigt ist,“ sagte Keurkocz zu sich selber, und in dieser selben Nacht noch, während Alles schlief, verließ einer der Lakaien des kleinen Fürsten Franz Rákóczy das Lager, und sprengte in vollem Galopp von bannen, um den Brief Keurkocz's nach Munkacs zur Fürstin zu bringen, den Brief, der weiter nichts enthielt, als die Worte: „In vier Tagen soll der junge Fürst Franz Rákóczy nach Konstantinopel abreisen. Wenn Euer Durchlaucht ihn noch einmal sehen wollen, müssen Sie sich eilen.“

Aber die vier Tage vergingen, ohne daß der Bote Keurkocz's zurückkehrte, ohne daß irgend eine Kunde von der Fürstin kam. Hatte der Bote seinen Brief

nicht abgegeben? War er vielleicht von den Spähern Tököly's aufgefangen und mit Gewalt irgendwo festgehalten? Oder hatte er sich verspätet, sich nicht genug geeilt, so daß der Fürstin keine Zeit mehr geblieben, um noch zur bestimmten Frist im Lager einzutreffen?

Das waren die Fragen, mit denen der arme getreue Keurkocsh sein Herz den ganzen vierten Tag zermarterte, während er anscheinend ruhig und gelassen war, und es gar nicht zu bemerken schien, daß man Koffer packte, daß eine große Geschäftigkeit in den Gemächern des Fürsten Tököly herrschte, daß zwei Reisewagen vor dem Zelte bereit standen, und mehre Herren aus der näheren Umgebung Tököly's schon Reisekleider angelegt hatten.

Der Abend dämmerte, und noch immer keine Nachricht von Munkacs! Die Pferde werden schon an den Reisewagen angeschirrt, und noch immer keine Nachricht!

Keurkocsh liegt in dem Zelt seines jungen Herrn auf seinen Knien, und betet zu Gott um Erbarmen, betet, ihm einen Gedanken der Rettung einzugeben! Aber nein, es gibt keine Rettung mehr! Da tritt der kleine Franz in das Zimmer, mit rothgeweinten Augen, mit trübem Angesicht.

„Mein lieber alter Freund,“ flüstert der Knabe,

„ich soll Abschied von dir nehmen. Mein Vater sagt, es sei unmöglich, daß du jetzt mit mir reisest, aber du sollst mir nachkommen, das hat er mir fest versprochen.“

„Es ist also wahr, sie wollen mich von dir trennen?“  
 schützte der alte Mann, das Kind an sich ziehend, und es so fest in seine Arme pressend, als wären die Mörder schon da, welche ihm das Kind entreißen wollten. „Sie wollen dich trennen von dem alten, treuen Hund, der deinen Schlaf bewacht, damit sein Murren dich nicht warnt vor der Gefahr, die dich bedroht? O mein Kind, mein Kind, was soll ich thun, was soll ich beginnen? Ich kann's nicht dulden und zugeben, daß sie dich zu den Türken schleppen, daß sie dich, mein armes, schwaches Kind, als Geißel dahinführen für die Treue deines Stiefvaters. Bei dem geringsten Verdacht der Untreue werden sie dich tödten, und der Herr Graf Tököly wird schon Sorge tragen, daß man bald einen solchen Verdacht gegen ihn faßt. Wenn du todt bist, freilich, dann wird er Mittel finden ihn zu widerlegen, und er wird Genugthuung dafür verlangen, daß man dich umgebracht. Aber du, du wirst von der Genugthuung doch nicht wieder erweckt werden zum Leben, du wirst todt sein!“

„Ich gehe nicht,“ flüsterte der Knabe, sich todesbleich an die Schulter des Alten anklammernd, „nein,

ich gehe nicht. Ich will bei dir bleiben, ich will es meinem Vater sagen, daß ich nicht reisen mag."

"Franz, mein lieber Sohn!" rief die starke metallene Stimme Tököly's da draußen, „komm' jetzt, es ist die höchste Zeit!"

"Verbirg' mich," ächzte das Kind, „sag', ich wäre dir fortgelaufen. Ich will nicht ermordet werden! O, verbirg' mich!"

"Kann ich's denn?" stöhnte der Alte. „Er wird hier eintreten, und wenn er dich hier nicht findet, wird er Alles durchsuchen; wird — aber was ist das für ein Geräusch da draußen? Hörst du's nicht? Fährt nicht ein Wagen heran? Ja, es ist ein Wagen, Reiter begleiten ihn! Ja; nun hält er hier an! Still, still, mein Kind, athme nicht, lausche! Horch! da spricht Tököly, und jetzt — hörst du die Frauenstimme? Franz, laß' uns auf die Kniee fallen und Gott danken! Er sendet deine Mutter her, daß sie dich errette!"

Und jetzt öffnete sich die Thür, und in derselben erschien die schöne, hohe Gestalt Helena's. Hinter ihr sah man das düstere, seltsam zuckende Antlitz Tököly's. Aber Helena's Angesicht, obwohl bleich und erregt, leuchtete doch jetzt auf in Liebe und Glück, als sie die großen strahlenden Augen auf den Sohn heftete, der ihr mit ausgebreiteten Armen entgegenlag.

„Gott sei Dank! daß ich dich wieder habe, mein holdes Kind,“ sagte Helena, und diesmal verbarg sie ihre Zärtlichkeit für den Sohn nicht vor dem Gemahl, sondern sie hob den Knaben in ihre Arme empor, und küßte und herzte ihn mit leidenschaftlicher Innigkeit. Dann ließ sie ihn sanft niedergleiten und wandte sich mit einem strahlenden Lächeln zu Tököly um, der hinter ihr eingetreten war, während Reurkocz auf einen kaum merklichen Blick Helena's sich zurückgezogen hatte.

„Ich gebe meinem theuren Gemahl das Recht mich zu verspotten,“ sagte sie, ihm ihre Hand darreichend. „Ich bin hierher gekommen in recht thörichter Mutterzärtlichkeit. Denkt nur, Fürst, es ist ein Traum, der mich hierherführt.“

„Ein Traum?“ fragte Tököly mit einem spöttischen Lächeln. „Seit wann glaubt meine kühne Helena denn an Träume?“

„Seit sie an einen Helden vermählt ist, der täglich Märchen der Tapferkeit zur Wahrheit macht. Wenn die Märchen Wirklichkeit werden, können auch die Träume Wahrheit werden. Seit drei Nächten träumte ich wieder und immer wieder, daß mir mein Knabe hier mit bleichem, thränenüberflutetem Angesicht in fremdländischer Kleidung seine Arme

entgegenstreckte, und mir zurief: Mutter, ich nehme Abschied von dir, um dich niemals wiederzusehen. Der Traum war so lebendig, so wunderbar deutlich, daß er mich auch die Tage über verfolgte, wie ein wirklich Erlebtes, mir keine Ruhe gönnte. Vielleicht war's die Sehnsucht nach Euch, mein Gemahl, welche sich hinter die Sorge um den Knaben versteckte. Genug, ich konnte es länger nicht ertragen, ich mußte dem quälerischen Traum entfliehen, um mich an der Wahrheit zu trösten. So reiste ich ab, so bin ich hergekommen, und nun scheltet mich, wenn Ihr's vermögt, Fürst Tököly."

"Ich schelte Euch nicht, Helena, ich danke Gott, daß Ihr da seid, wenn Ihr auch nicht um meinethwillen gekommen seid!" rief Tököly, ihre Hände an seine Lippen ziehend.

Sie schlang ihren Arm um seinen Hals und flüsterte: „Sagt' ich Euch nicht, daß die Liebe zu Euch sich vielleicht hinter der Mutterzärtlichkeit versteckt und nur einen Vorwand gesucht hätte? Genug, ich bin da, und wenn's mein gestrenger Gemahl erlaubt, bleibe ich einige Tage hier, um mit Euch und dem Knaben über meinen lügenhaften Traum zu lachen."

„Aber dein Traum ist keine Lüge, Mama," sagte

der Knabe ernsthaft, „ich war eben im Begriff abzureisen von hier.“

„Abzureisen?“ fragte Helena verwundert. „Wohin denn? abzureisen, mein Kind, und mit wem?“

„Das weiß ich nicht, Mama, ich weiß nur, daß ich meinen lieben alten Keurkocsh nicht mitnehmen darf. Aber in einigen Wochen kommt er mir nach, das hat mir der theure Vater fest versprochen.“

„In einigen Wochen? Wie denn, mein Gemahl, wolltet Ihr den kleinen Knaben eine so lange Reise machen lassen, und wohin denn?“

„Nach der Türkei, Mama!“ rief Franz, noch bevor Tököly Zeit fand zu einer Antwort. „Ja, ich soll nach der Türkei reisen, und ich habe dazu gar prächtige türkische Kleider bekommen, ganze Koffer voll.“

Tököly murmelte eine Verwünschung zwischen den zusammengepreßten Lippen hervor, und stieß wild mit dem Fuß auf den Boden.

Helena, das glühende Auge fest auf ihn gerichtet, trat jetzt dicht zu ihm heran, und legte ihre Hand langsam auf seine Schulter.

„Tököly,“ sagte sie, „ist es wahr? Du wolltest meinen Sohn von dir stoßen? Du wolltest ihn nach der Türkei senden?“

„Nun ja,“ rief er heftig, „es ist wahr! Der Sul-

tan mißtraut mir. Er verlangt eine Bürgschaft für meine Treue! Was kann ich ihm für eine bessere Bürgschaft bieten, als den eigenen Sohn, als den Erben von Munkacs? Du wirst das einsehen, Helena; deine Klugheit und Tapferkeit wird die Mutterängstlichkeit besiegen, du wirst deinem Gemahl dies Opfer bringen, und den Sohn für eine kurze Zeit entbehren, um des Vaters Leben und Zukunft zu sichern. Nicht wahr, du wirst es thun?"

Sie schüttelte langsam und stolz ihr Haupt. „Ich kann für dich sterben, Emmerich," sagte sie, „und ich bin zu jeder Stunde bereit, mein Leben hinzugeben für dein Glück, denn ich liebe dich. Aber ich kann dir nicht die heiligsten Pflichten einer Mutter opfern! Ich habe meinem Gemahl auf seinem Sterbebette geschworen, seinen Kindern Vater und Mutter zugleich zu sein, sie zu lieben, zu schützen, über ihnen zu wachen, so lang ich lebe. Ich muß und will meinen Schwur halten, so lang ich lebe. Tököly, ich bitte dich daher, nimm deinen Befehl zurück. Verlange nicht das Unmögliche! Mein Sohn geht nicht nach der Türkei!"

„Aber es ist unmöglich, es jetzt noch abzuändern!" rief Tököly heftig. „Die Boten des Sultans erwarten den Prinzen schon an der Grenze, im Serail ist



schon die Wohnung bereit, die ihn aufnehmen soll, und sobald er daselbst eingetroffen ist, sendet der Sultan mir neue Truppen, neues Geld. Du stehst, Helena, es läßt sich jetzt nicht ändern, die Politik muß diesmal über die Mutterliebe den Sieg davontragen. Du wirst ihn reisen lassen, aber ich verspreche dir, daß er bald zurückkehren soll!“

„Du kannst nicht versprechen, was nicht in deiner Gewalt steht zu erfüllen!“ rief Helena stolz. „Geh’ hinaus, Franz, sage deinem treuen Knecht, daß er Alles zu unserer Abreise bereit mache. Ich kehre noch in dieser Nacht nach Munkacz zurück, und du gehst mit mir, mein Sohn!“

Der Knabe schlich sich von dannen und Tököly war jetzt allein mit Helena. Sonst war ihm dies Alleinsein mit ihr immer ein Genuß gewesen, jetzt war’s ihm peinlich und bedrückend. Sonst hatte Helena ihm immer gegenübergestanden als Geliebte, aber heute war sie nur die Mutter, die zürnende, kühne Mutter, die fest entschlossen war, ihren Knaben zu vertheidigen, kühn und stolz, wie eine Löwin.

Sie sprach zu Tököly mit der Beredsamkeit der Mutterliebe, und als ihre Bitten nicht halfen, da bligten ihre Augen auf in schmerzlichem Zorn, da richtete ihre Gestalt sich höher empor, und die liebende,

järtliche Gattin Tököly's verwandelte sich in die Fürstin Náközy, welche das Erbe, den Rang und die Würde ihres Sohnes mit Stolz und Energie vertheidigte gegen Jeden, der es wagen möchte ihn anzugreifen.

Es war ein langer, ein hartnäckiger Kampf zwischen der Liebe und Treue der Mutter und dem Ehrgeiz, der Eifersucht des Stiefvaters, aber Helena ging doch aus diesem Kampf als Siegerin hervor.

Nach langen bewegten Stunden des Alleinseins trat Helena am Arme Tököly's wieder aus dem Gemach ihres Sohnes hervor, und rief ihren Knaben zu sich.

„Mein Sohn,“ sagte sie, „dein Vater hat seinen Entschluß geändert. Du wirst nicht nach der Türkei reisen, sondern du wirst mit mir nach Munkacs zurückkehren, um dort für immer zu bleiben. Danke deinem gütigen Vater, daß er dies gewähren will.“

Der Knabe sprang zu Tököly hin, und umschlang mit seinen Armchen die hohe Gestalt des Stiefvaters.

„Schicke mich nicht fort, mein lieber schöner Vater,“ bat er mit bebender, ängstlicher Stimme. „Laß mich bei dir bleiben, damit ich von dir lerne, ein Ritter und ein Held zu werden.“

Tököly küßte den Knaben auf die klare reine Kinderstirne und drängte ihn dann sanft von sich

zu Helena hin. „Du wirst in einigen Jahren zu mir zurückkehren,“ sagte er, „jetzt aber folge deiner Mutter nach Munkacs. Sie bedarf in ihrer Einsamkeit des Trostes deiner Nähe. Du bist deiner Mutter zu ihrem Glücke nothwendig, gehe also!“

„Und mein guter alter Keurkoscsh geht mit mir?“ fragte Franz lebhaft und ängstlich.

„Er geht mit dir, und er wird dich immer beschützen und bewachen.“

Franz sprang jubelnd fort, um Keurkoscsh zu rufen und ihm die Freudenbotschaft zu überbringen, und wie Tököly mit düsterem Antlitz und zuckender Lippe ihm nachschaute, kam Helena zu ihm und legte sanft ihren Arm um seinen Nacken.

„Die Mutter hat heute ihre Pflicht thun müssen,“ sagte sie leise und innig, „aber ich hoffe zu Gott, daß einst ein Tag kommen wird, an dem auch die Gattin ihrem theuren Gemahl beweisen kann, wie freudig sie bereit ist, ihm ihre Pflichten zu erfüllen. Möge dieser Tag bald kommen, denn du wirst an ihm erkennen, daß ich dich liebe, mehr als mein Leben.“

„Aber nicht mehr als deine Kinder,“ murmelte Tököly düster.

„Ja, auch mehr als meine Kinder!“ rief sie glühend. „Denn wenn ich die Wahl hätte zwischen dir

und ihnen, so werde ich sie verlassen, und dir nach-  
folgen, sei's in die Fremde, in die Wüste. Dir lebe  
ich, dir sterbe ich, mein Glück und meine Zukunft ruht  
in dir."

---

## XII

### Der Fall von Munkacs.

Der Tag, den Helena so heiß herbeigesehnt, der Tag, an welchem sie ihrem Gemahl ihre Liebe und Treue auch durch Thaten beweisen sollte, er ließ nicht lange mehr auf sich warten, und Helena's Heldensinn begrüßte ihn mit kühnem Muth.

Wenige Monate schon, nachdem sie mit ihrem Sohn nach Munkacs zurückgekehrt war, brach ein neues Unglück über Tököly herein, und wieder kam es ihm von der Türkei.

Zum zweiten Male war es seinen Feinden gelungen, ihn dem Sultan zu verdächtigen, und diesmal ließ man ihn nicht dazu kommen, sich unmittelbar selber vor

dem Sultan zu rechtfertigen. Der Pascha von Großwardein ließ Tököly gefangennehmen, und erst dann, als er nicht mehr im Stande war, seine Ankläger zu widerlegen, beschuldigten sie Tököly vor dem Sultan, er habe dem Kaiser Leopold den Antrag gestellt, er wolle sich mit ihm verbinden gegen die Türken, wenn man ihm selber dafür nur gute Friedensbedingungen bewilligte.

Ein Jahr lang schmachtete Tököly in harter türkischer Gefangenschaft; aber dieses Jahr war für die Türken selbst ein unglückliches. Es brach immer mehr ihre Macht und ihr Ansehen, es verdunkelte ihre frühern Siege mit schweren Niederlagen, und trieb sie immer weiter hinaus aus Ungarn.

Seit Tököly mit seinem kühnen Feldherrnblick nicht mehr an der Spitze der Ungarn und Türken stand, war das Glück den österreichischen Waffen günstig, drangen die Generale Kaiser Leopolds immer machtvoller vor in Ungarn, drängten sie die Türken immer geschwächer hinaus aus Ungarn.

Während dieses Jahres der Gefangenschaft Tököly's verlor die Pforte einen der wichtigsten Plätze in Ungarn, denn die Hauptstadt ihrer ungarischen Besitzungen, Ofen, fiel nach wüthendem Sturmloaf den österreichischen Feldherren als Siegesbeute zu. Außer-

dem aber trieb diese Gefangennehmung Tököly's die Ungarn zur Erkenntniß, wie gefährlich es sei sich den Türken zu verbinden, und auf Einen Schlag verließen mehr als siebentausend Mann das Kriegslager der vereinigten türkischen und ungarischen Schaaren, und gingen über in das Lager des österreichischen Generals Caraffa. Bald folgten die übrigen Truppen der Unzufriedenen diesem Beispiel, ebenso unterwarfen sich jetzt freiwillig eine große Zahl von Städten und Ortschaften dem Regimente der Oesterreicher, und nahmen, um den Türken zu entgehen, die Oberherrschaft Kaiser Leopolds an\*).

Zu spät erkannte die Pforte den begangenen Fehler, und suchte ihn wieder gutzumachen. Tököly ward nun aus der Gefangenschaft mit Ehren entlassen und wieder an die Spitze der Truppen gestellt, aber das Glück kehrte nicht wieder zu ihm zurück, und die Streitkräfte des Kaisers waren von nun an den seinen bei weitem überlegen.

Fast alle Truppen, alle Festungen der Aufständischen hatten sich, zum Theil freiwillig sogar, den königlichen Heerführern übergeben, — nur Munkacs leistete noch Widerstand, und die tapfere Kommandantin von

---

\*) Franz Rákóczy II. Ein Charakterbild. 45.

Munkacs, das war Helena Brinji, die Mutter Franz Rakóczy's, jetzt die Gemahlin Tököly's.

Sie allein hielt fest an der Sache der Aufständischen, sie allein wankte nicht in ihrer Treue gegen Tököly, und als alle Festungen und Städte sich schon ergeben hatten, da erklärte sie als Antwort auf die an sie ergangene Aufforderung des österreichischen Generals Caraffa, ihm die Festung zu übergeben: „Sie könne und dürfe nicht die Pflicht verletzen, welche ihr, der Mutter, gebiete, ihren Kindern das Erbtheil ihres Vaters unangetastet zu erhalten. Die andern Siege der kaiserlichen Truppen könnten sie hierin nicht beirren, da sie Sr. Majestät keine Veranlassung gegeben, sie zu betriegen. Sie selber hege keine feindlichen Absichten, und sie würde, wenn man sie nicht angreife, es sicherlich vorziehen in Frieden zu leben, und nicht sich, ihre Kinder und ihre Unterthanen der Bedrängniß, den Leiden und Mühseligkeiten eines Krieges auszusetzen.“

Der General Caraffa, von dem fortgesetzten energischen Widerstand Helena's auf's Aeußerste gebracht, zur wildesten Wuth aufgeregt, der General Caraffa ließ jetzt zur energischen Belagerung von Munkacs schreiten. Er zog seine ganze Truppenmacht zur Belagerung herbei, legte dieselbe rings um Munkacs in

alle Dörfer und Ortschaften, um den Belagerten alle Zufuhr abzuschneiden, und ließ nun laut unter Trompetenschmettern und Trommelwirbeln die Fürstin Helena Tököly, die Kommandantin von Munkacs, als Hochverrättherin ausrufen, forderte alle ihre Mannschaften auf, sie zu verlassen, sich dem König von Ungarn zu unterwerfen, oder mit der hochverrättherischen Fürstin die fürchterlichen Folgen ihres strafwürdigen Verfahrens zu erdulden.

Helena hörte lächelnd und mit stolzem Muth die schmetternden Fanfaren, welche sie als Hochverrättherin ausschrieten, und damit doch nur ihrer Liebe, ihrer Treue ein schallendes Loblied sangen. Nicht einen Moment ward sie schwankend und muthlos, nicht einen Moment schwand der strahlende Glanz ihres Auges, ward ihre klare Stirn von dem Schatten einer Furcht umbüftert.

Sie wußte, was sie wollte, und sie zweifelte nicht, daß Gott dem muthvollen Unternehmen der Gattin, der Mutter, seinen Segen und Schutz verleihen würde. Munkacs, das einst unter Sophie Bátorhy sich Jahre lang gegen die Angriffe der Unzufriedenen vertheidigt hatte, Munkacs konnte sich jetzt unter Helena Brinhi eben so lange gegen die Angriffe der Königlichen vertheidigen. Helena hatte es auf lange Zeit reichlich



verproviantirt, die Besatzung war freudigen Muthes und ihr so treu ergeben, daß nach dem Aufruf Carrassa's kaum fünfzig Mann Munkacs verlassen und sich den Königlichen übergeben hatten. Was kümmerte sie also die Gefahr, sie, die da kämpfte für ihre Kinder, für die Liebe, für die Ehre, für das Vaterland!

Niemals hatte man Helena heiterer, strahlendern Angesichtes, schöner gesehen, als in diesen Monaten der Belagerung. Für sie gab es keine Gefahr! Wo die Kugeln dröhnten und piffen, da stand sie hoch aufgerichtet, friedvoll und lächelnd, wie ein Engel des Friedens mitten unter den Kämpfenden, sie anfeuernd durch flammende Beredsamkeit zu muthvollem Widerstand. Und wenn der Sturm glücklich zurückgeschlagen, wenn die Kanonen der Belagerer schwiegen, und die Belagerten ihre Verwundeten, ihre Todten aufsuchten, da erschien Helena unter ihnen mit bleichem Antlitz, mit Thränen in den Augen, da trat sie wie eine Schwester der Barmherzigkeit fromm und still an das Schmerzenslager der Verwundeten, um ihre Wunden zu verbinden, um sie zu trösten mit freundlichem Zuspruch, da kniete sie nieder an der Todtenbahre der Gestorbenen, um für ihre Heldenfeelen zu beten, und den Helmgegangenen zu schwören, daß sie treu und freudig Sorge tragen werde für ihre

Hinterbliebenen. Und überall, im Kugelregen wie im Lazareth, und an der Todtenbahre, überall war neben Helena ihr Sohn Franz Rákóczy, überall sah man neben dem schönen, strahlenden Angesichte der Mutter das sanfte, bleiche Angesicht des schönen Knaben, der den alten ergrauten Soldaten der Festung erschien als ein rührendes Bild der Erinnerung an seinen Vater, den jungen Soldaten als eine glorreiche Hoffnung für die Zukunft, welche einst sich herrlicher gestalten werde, wenn der Knabe erst zum Jüngling erblühte, wenn wieder ein Rákóczy an der Spitze der Patrioten stände!

Länger als fünf Monate hatte die Belagerung der Festung schon gedauert, und noch immer war der wilde, grausame General Caraffa nicht um einen Schritt weiter gekommen, noch immer widerstand Munkacs, wagte es ein Weib, den Ruhm seiner Waffen zu verdunkeln, und einen Schatten auf seine Siege zu werfen.

Die Häupter so vieler stolzen Verschwornen hatte Caraffa schon auf das Schaffot geliefert, und das Blutbad von Eperies, wo diese Häupter gefallen, hatte ganz Ungarn mit Schrecken und Entsetzen erfüllt. Was seine Siege nicht gethan, das hatte Caraffa's Grausamkeit zu Ende geführt, sie hatte durch den

Schrecken die letzten Reste der Aufständischen zur Unterwerfung getrieben, zur Unterwerfung, durch welche man sich retten wollte vor der blutigen Rache des grausamen Generals.

Nur ein Weib wagte ihm zu widerstehen, nur sie trotzte seiner Macht! Er schwur ihr laut fürchterliche Rache und grimmige Vergeltung! Er ließ sie noch einmal zur Unterwerfung auffordern, bot noch einmal der Besatzung von Munkacs die Gnade des Kaisers, wenn sie die Hochverrätherin verlassen, und dem König sich unterwerfen wollten. Helena wies alle Anträge mit stolzem Lächeln, mit freudiger Siegesgewißheit zurück, denn jetzt war frohe Botschaft zu ihr gelangt. Tököly war frei, er stand wieder an der Spitze eines sich neu organisirenden Heeres, er konnte siegen, konnte zu ihrem Entsatz herbeieilen. Sie hatte Zeit ihn zu erwarten, und es beängstigte sie gar nicht, daß Caraffa mit seinen Truppen ganz Munkacs cernirt und eingeschlossen hatte, um ihr alle Zufuhr abzuschneiden.

Wenn nur Tököly im Laufe von sechs Monaten zu ihrem Entsatz herbeikam, so war Munkacs gerettet, denn auf sechs Monate noch war die Festung reichlich verproviantirt, sechs Monate konnte He-

lena noch den Widerstand fortsetzen, der Hülfe ihres Gemahls entgegenharren.

Sie also lehnte mit freudigem Muthе alle Anträge Caraffa's ab, sie hörte nicht auf seine verlockenden Worte — aber Andere hörten darauf! Andere, welche nicht mehr an die Erfolge der Unzufriedenen glaubten, welche zitterten vor der blutigen Rache Caraffa's, und sich ihm versöhnen wollten, indem sie ihm ihre Hülfe zur Unterwerfung von Munkacs antrugen.

Der Festungshauptmann Radics und Helena's Sekretär Absalon entwarfen gemeinschaftlich den Plan, Helena zur Uebergabe von Munkacs zu zwingen, und nachdem sie von Caraffa, dem sie auf heimlichen Wegen davon Nachricht gegeben, dafür die Zusicherung der Straflosigkeit und Belohnung erhalten, setzten sie ihren Plan ins Werk.

Der Festungshauptmann Radics unternahm es, den Geist der Besatzung zu demoralisiren. Er untergrub ihre Hoffnungen, indem er ihnen heimlich zuflüsterte von den neuen Niederlagen Tököly's, von den Siegen Caraffa's; er brach ihren Muth, indem er ihnen erzählte von den fürchterlichen Strafen, welche Caraffa über alle diejenigen verhängte, die er mit den Waffen in der Hand besiegt habe, die sich ihm nicht freiwillig hatten unterwerfen wollen. In kaum zwei

Monaten war es den Zuflüsterungen des treulosen Hauptmannes Radics gelungen, den größten Theil der Besatzung moralisch zu entwaffnen, und ihren Muth zu brechen!

Der Sekretär Absalon unternahm es, die materielle Widerstandskraft der Festung zu brechen, und er hatte leider die Mittel in Händen, seine Absicht auszuführen. Ihm, dem Helena glaubte unbedingt vertrauen zu dürfen, ihm lag es ob, allwöchentlich aus den Magazinen die Lebensmittel sowohl wie die Munition zu vertheilen. Er wußte einen großen Theil derselben bei Seite zu schaffen und zu verbergen, er verschleuderte den andern Theil mit solcher maßloser Verschwendung, daß er schon nach zwei Monaten alle Vorräthe gänzlich erschöpft hatte.

Die beiden Verräther ließen nun durch geheime Boten dem General Caraffa melden, daß Munkacs reif sei zum Fallen, daß es Zeit sei, der Fürstin Helena neue Anträge zur Uebergabe zu machen, die sie diesmal sicherlich nicht mehr im Stande sein würde zurückzuweisen.

Aber noch andere geheime Boten waren an diesem Tage zu Caraffa gekommen. Diese Boten meldeten, daß Tököly schon wieder eine bedeutende Streitmacht zusammengerafft habe, daß er mit derselben schon bis

Großwardein vorgebrungen sei, und im Sturmschritt heraneile zum Entsatz von Munkacs.

Alles kam jetzt darauf an, daß Helena nichts von dem Herannahen ihres Gemahls erfahre, daß Munkacs sich übergeben habe, bevor Tököly zum Entsatze angelangt sei. Caraffa ließ daher alle Zugänge zu der Festung Tag und Nacht auf das Strengste bewachen, damit keine Botschaft von Tököly zu seiner Gemahlin gelange, und er ließ Helena die günstigsten Friedensbedingungen stellen, um sie zur Annahme bereit zu machen, und nicht durch längeres Unterhandeln und Zögern die Uebergabe so lange zu verziehen, bis Tököly mit seinen Schaaren zum Entsatze herangezogen.

Helena hatte bis zum letzten Moment mit standhaftem Muth gekämpft und gerungen, sie hatte immer noch nicht glauben wollen an die fürchterliche Nothwendigkeit, — aber die bleichen Gesichter, das Jammern und Stöhnen der Hungernden, die düstern, entmuthigten Gesichter der Muthlosen mußten sie endlich doch überzeugen, daß der Hunger und die Demoralisation, diese beiden fürchterlichen, unwiderstehlichen Feinde, in Munkacs eingezogen waren.

Vergebens hoffte sie drei lange, entsetzliche Tage noch auf Hülfe von Außen, auf das Herannahen Tököly's, vergebens stand sie diese drei Tage an der

Seite ihres Sohnes auf dem höchsten Thurm der Festung, und schaute brennenden Auges, mit Todesangst im Herzen, hinaus in die Ferne nach Hülfe und Rettung. Niemand kam sie zu erlösen, und was sie da Außen erschaute, waren nur die dichten Reihen der Belagerer, deren dunkle Massen wie ein schwarzer Trauergürtel die ganze Festung umspannt hielten.

Am dritten Tage, als der Abend dämmerte, als sie den ganzen Tag betend, weinend, Todeskummer im Herzen, mit ihrem Franz auf dem Söller gestanden und vergebens Gott und Lökölh um Rettung angerufen hatte, am dritten Tage endlich war ihre Kraft, ihre Hoffnung zu Ende, fühlte sie, daß ihr nichts mehr übrig blieb, als sich dem harten Geschick zu fügen, sich zu unterwerfen.

Sie zog den Sohn in ihre Arme, und indem sie einen glühenden Kuß auf seine Stirn drückte, fielen ihre heißen Thränen wie Himmelstheu auf sein Antlitz nieder.

„Franz,“ sagte sie, feierlich den Arm gegen Himmel erhebend, „Franz, vor Gott schwöre ich dir, daß ich Alles gethan habe, um dir dein Erbe zu erhalten! Aber Gott hat es nicht gewollt; nicht mich, sondern das Schicksal allein klage an. Wir müssen unser Haupt beugen, wir müssen uns unterwerfen. Aber schwöre

mir, mein Sohn, schwöre mir bei Allem, was dir heilig ist, daß du immer dieser Stunde eingedenk bleibest, und daß du sie einst rächen willst!"

Und der Knabe hob seine Hand empor zum Himmel, und sein bleiches Angesicht nahm einen kühnen, energischen Ausdruck an.

"Ich schwöre," rief er mit lauter, machtvoller Stimme, "schwöre bei Allem was mir heilig ist, daß ich immer dieser Stunde eingedenk bleibe, und daß ich sie einst rächen will!"

Helena fuhr fort: "Schwöre mir, daß, wenn du einst Munkacs erlöst hast aus den Händen deiner Feinde, du dann hier heraufgehen und hier auf dieser selben Stelle rufen wirst: „Meine Mutter, ich habe dich gerächt, Munkacs ist frei!"

"Ich schwöre," rief der Knabe feierlich, "schwöre, daß ich einst, wenn ich Munkacs aus den Händen meiner Feinde befreit habe, hier heraufgehen und auf dieser selben Stelle rufen will: „Meine Mutter, ich habe dich gerächt, Munkacs ist frei!"

"Ich werde dann schon längst gestorben sein," sagte Helena sanft und träumerisch, "aber mein seliger Geist wird deine Stimme vernehmen, mein Sohn, und er wird dich segnen!"—

Sie neigte sich nieder zu ihm und drückte einen



Ruß auf seine Stirn, dann faltete sie ihre Hände über ihrem Busen, und das schöne, edle Antlitz zum Himmel emporhebend, betete sie ein trauriges, stilles Gebet ohne Klage und ohne Hoffnung, ein Gebet der Demuth und Unterwerfung.

„Nun komm, mein Sohn,“ sagte sie dann langsam und leise, „nun laß uns hinabgehen, und unser Todesurtheil unterzeichnen!“

Als sie mit Franz in ihre Gemächer zurückgekehrt war, ließ sie das verabredete Zeichen geben, welches dem General Caraffa verkünden sollte, daß sie einwillige mit ihm zu unterhandeln und seine Kapitulationsbedingungen einzugehen.

Es waren sehr ehrenvolle, sehr günstige Bedingungen, welche Caraffa gestellt. Diese Bedingungen sicherten der Fürstin zuerst ihre volle persönliche Freiheit zu. Alsdann stellten sie fest: daß die Fürstin all' ihr bewegliches Vermögen und Gut, welches sich in der Festung befände, ungehindert fortschaffen könne; daß ferner sie und ihre Kinder alle ihre ihnen gesetzmäßig zustehenden Güter und Rechte ungestört genießen sollten. Dagegen verpflichtete sich Helena nur, dem königlichen Kommandanten alles Vermögen, das entweder ihrem Manne, dem Grafen Tököly, oder dessen Anhängern gehöre, auszuliefern, und außerdem

ihre Kinder, dem Wunsche ihres verstorbenen Vaters Franz Rákóczy des Ersten gemäß, der Vormundschaft des Kaisers Leopold zu übergeben.

Wie gesagt, es waren sehr ehrenvolle, sehr günstige Bedingungen, welche man der muthvollen Vertheidigerin von Munkacs bewilligt hatte, aber als Helena Zrinyi sie unterzeichnet hatte, war ihre Kraft gebrochen, und mit einem lauten Schmerzensschrei sank sie ohnmächtig zusammen.

Am fünfzehnten Januar 1688 ward die Festung Munkacs dem General Caraffa übergeben.

Aber von den Schätzen, die man dort zu finden gehofft, war keine Spur vorhanden. Die Ausrüstung der Festung, die lange Belagerung hatten alle Mittel Helena's erschöpft, und sie besaß nicht einmal mehr Pferde und Equipagen, um damit von Munkacs abzureisen, nicht einmal so viel Geld, um sich eine Equipage zu kaufen, und die Reisekosten selber zu bestreiten.

Auch von Tököly und seinen Anhängern waren keine Schätze vorhanden, nur die Ehrenzeichen, Ehrenkleider, welche ihm der Sultan gegeben, fand man noch vor, und diese brachte man nach Wien, wie man auch seine Gemahlin und deren Kinder dahin brachte.

Aber der Kaiser Leopold mußte zu dieser Reise erst die Equipagen anschaffen, die Reisekosten entrichten

Am sechzehnten Januar 1688 verließ Helena Brinhi mit ihren Kindern Juliana und Franz Rákóczy die gefallene Festung Munkacs, und wie eine besiegte Königin im Triumphzug ihres Besiegers fuhr sie dahin, den Weg nach Wien.

Dem Kaiser Leopold wollte sie das Erbe ihres Gemahls überbringen, den jungen Franz Rákóczy den Zweiten!

Dann, wenn sie diese letzte Pflicht der Mutter erfüllt, den Sohn und die Tochter dem kaiserlichen Vormunde übergeben hatte, dann wollte sie hinein zu ihrem Gemahl, zu Emmerich Tököly, um die Leiden, die Gefahren und Enttäuschungen seines sturmbewegten Lebens mit ihm zu theilen.

Das waren die Pläne, mit denen Helena Brinhi Munkacs verließ und Franz Rákóczy II. nach Wien geleitete!

Aber über den Plänen der Menschen waltet das Schicksal, und ihr Wünschen und Hoffen zerreißt es gar oft mit grausamer Hand!

Ende des ersten Bandes.